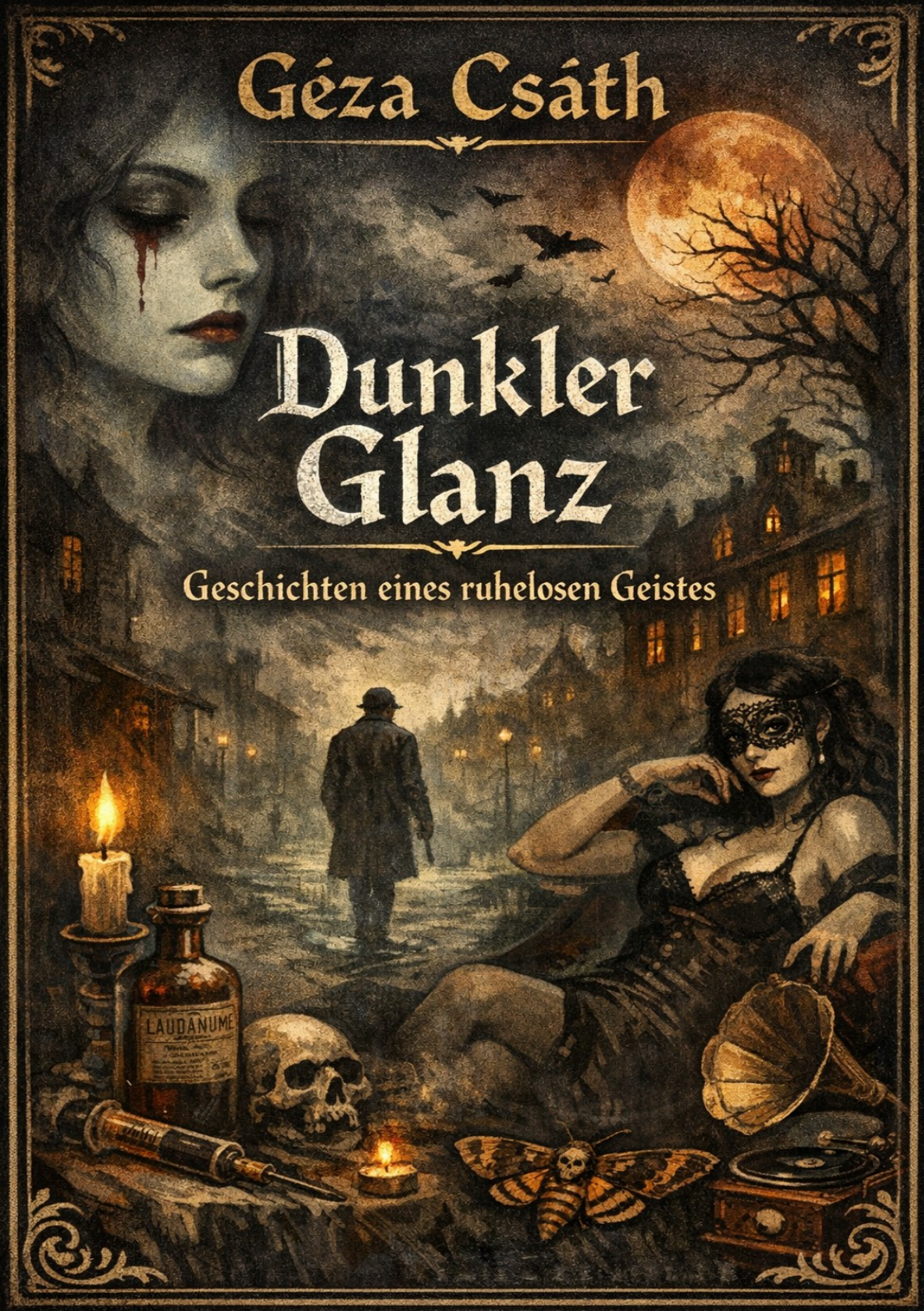
Géza Csáth

Dunkler Glanz

Geschichten eines ruhelosen Geistes



Géza Csáth
(1887–1919)

Dunkler Glanz

Geschichten eines ruhelosen Geistes

Übersetzt von:

Petra Szabó
sz.petra888@gmail.com

2026.

Werkstatt der Vergessenen Bücher
https://werkstatt-der-vergessenen-bucher-7aaf01.webnode.hu/

Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

Über den Autor
Der Garten des Zauberers
Das Schweineschlachten
Schwarze Stille
Geschichte von den drei Mädchen
Jolán
Der Ofen
Ich begegnete meiner Mutter
Die Kerzen
Abend
Samstagabend
Sommerball
Der Frosch
Die Bekehrung des Dichters
Der Chirurg
Der Tod des Zauberers
Ein alter Brief
Vater und Sohn
Nachmittäglicher Traum
Opium
Muttermord
Schmith, der Lebküchner

Rozi
Tante Irén
Die kleine Emma
Die rote Eszti

Über den Autor

Géza Csáth (1887–1919) – literarisches Pseudonym von József Brenner – zählt zu den eigenwilligsten und verstörendsten Gestalten der ungarischen Literatur: Arzt, Musikkritiker, Tagebuchschreiber und Erzähler, dessen Werk wie eine Flamme leuchtet, die zu nah an der Haut brennt. In seinen Texten treten die verborgenen Winkel der Seele hervor, das dunkle Gewebe von Begierden und Ängsten, als ob hinter jeder Geschichte ein unsichtiger Riss in der Wand der Realität aufscheinen würde.

Schon in jungen Jahren galt er als außergewöhnliches Talent. Sein Medizinstudium und seine Erfahrungen in der Psychiatrie verliehen seiner Prosa eine besondere Schärfe: Der Alltag erscheint in seinen Erzählungen oft bedrohlich, und kindliche Unschuld spiegelt sich in einem unheilvollen Licht. Für ihn sind Schönheit und Verfall keine Gegensätze, sondern Zustände, die ineinander übergehen.

Doch sein Leben begann sich allmählich aufzulösen. Abhängigkeiten, Krankheiten und persönliche Tragödien verdunkelten nach und nach

jenen hellen Geist, der seine frühen Werke geprägt hatte. In den Jahren nach dem Krieg konnte er sich nicht mehr von seinen inneren Dämonen befreien und traf Entscheidungen, die tragische Folgen für seine Familie und ihn selbst hatten.

Sein Tod im Jahr 1919 setzte einem kurzen, aber intensiven Lebensweg ein Ende, dessen Nachhall bis heute eine verstörende Kraft entfaltet. Die Werke von Géza Csáth sind nicht bloß Erzählungen: Sie sind offene Fenster zu einem empfindsamen und gequälten Geist, der die Zerbrechlichkeit der Welt allzu klar erkannt hat.

Der Garten des Zauberers

Zwei schlanke, hochgewachsene junge Männer traten durch das Tor des Bahnhofs auf den Platz hinaus, der sich vor dem Gebäude erstreckte. Im nächsten Augenblick erkannte ich sie.

– Die Brüder Vass!

Gemeinsam gingen wir in die Stadt hinein. An diesem milden Juninachmittag lag eine eigentümlich milde Stimmung in der Luft. Während unserer Gymnasialjahre waren wir unzertrennlich gewesen. Seit der Abschlussprüfung – es waren vier Jahre vergangen – hatte ich sie nicht gesehen. Sie hatten im Ausland studiert. Die Wiederbegegnung bereitete ihnen große Freude.

Ihre Gesichter hatten noch nicht ganz die Festigkeit männlicher Reife angenommen. In ihren feinen Nasen und lebhaften, klugen Augen lag der Charakter jener Menschentypen, die spät, doch tiefgründig reifen. In ihrem Benehmen war noch immer jene weltgewandte Höflichkeit und Liebenswürdigkeit zu spüren, die in unseren Schuljahren so ungewöhnlich gewesen war und doch allen gefiel.

Wir gingen zu Fuß die Hauptstraße und den Marktplatz entlang. Sie hatten es eilig. In zwei Stunden mussten sie ihre Reise fortsetzen.

– Eigentlich sind wir nur gekommen, um den Garten des Zauberers zu sehen – sagte der ältere der Brüder Vass.

– Den Garten des Zauberers? Wo ist der? – fragte ich.

– Natürlich, du weißt es nicht. Damals haben wir es niemandem erzählt. Du wirst schon sehen… du kommst doch mit, nicht wahr? Es ist nicht weit…

Vom Platz aus gingen wir zur Kirche. Wir durchquerten den Park. Unser alter Religionslehrer aus den Gymnasialjahren saß auf seiner gewohnten Bank und war in die Lektüre eines Buches vertieft. Wir grüßten ihn. Er erwiderte es mit einer freundlichen Geste. Dann gingen wir um die Kirche herum. Die Jungen führten mich in eine Sackgasse, von der ich bis dahin nichts gewusst hatte. Die Straße war schmal und mochte etwa zweihundert Schritte lang sein.

Wie seltsam! Niemals zuvor hatte ich in der Stadt solche Häuser gesehen. Sie waren niedrig und schlicht, doch in der Wölbung der Fenster oder in der Schnitzarbeit und Form der Tore lag etwas Altes. Auf

der Straße saßen auf Bänken und Stühlen alte Männer und bleiche, traurige Frauen; kleine Mädchen fegten und begossen die Erde. Keine Spur von Wagenrädern war zu sehen.

Wir blieben vor dem letzten Haus stehen. Oder vielmehr: Ein Haus war eigentlich gar nicht zu sehen, nur ein Zaun. Ein hoher, ungestrichener Holzzaun, so dicht, dass man nicht einmal die Hand hindurchstecken konnte, und man sich tief hinabbeugen musste, um dahinter sehen zu können.

Ein berauschender Blumenduft schlug mir entgegen. Hinter dem Zaun lag ein Garten – nicht größer als ein kleines Zimmer. Der Boden war bis etwa auf unsere Hüfthöhe angehoben. Und der ganze Garten war von Blumen erfüllt.

Hier gedieh eine eigentümliche Vegetation. Langstielige, trompetenförmige Blüten, deren Blätter wie aus schwarzem Samt zu sein schienen. In einer Ecke ein Beet von Lilien, überladen mit gewaltigen, weit geöffneten weißen Blütenkelchen. Überall verstreut kleine, niedrige, weiß blühende Pflanzen mit dünnen Stielen, von denen jede einzelne ein Blatt – nur eines – in einem zarten Rotton trug. Es schien, als seien sie es, die jenen unbekannten, süßen Duft

ausströmten, der beim Einatmen das Gefühl hervorrief, als stocke einem der Atem.

In der Mitte des Gartens breitete sich eine Gruppe karminroter, fleischiger Blumen aus. Ihre seidig glänzenden Blütenblätter hingen lang herab bis in das üppig wachsende, sattgrüne Gras. Wie ein Kaleidoskop wirkte dieser kleine, wunderbare Garten.

Unmittelbar vor mir blühten die violetten Lilien. Hundert verschiedene Düfte vereinten sich in ihrem berauschenden Aroma, und in den Farben der Blumen konnte man alle Schattierungen des Regenbogens entdecken.

Am Ende des Gartens, dem Zaun gegenüber, schmiegte sich ein kleines Haus. Seine zwei Fenster mit grünen Läden öffneten sich fast ebenerdig. Eine Tür war nirgends zu sehen. Das Dach fiel steil gleich über den Fenstern ab. Es musste dort oben ein großer Dachboden sein. Direkt vor den Fenstern entdeckte ich blaue Nelken.

Etwa vier Minuten lang betrachteten wir schweigend dieses kleine, kaum zehn Quadratmeter große, wunderbare Reich.

– Siehst du? Das ist der Garten des Zauberers – sagte der jüngere der Vass.

– Und in jenem Haus dort wohnt der Zauberer – fügte der andere hinzu.

– Und dort leben auch die Diebe.

– Wer? – fragte ich.

– Die Diebe, die Schüler und Sklaven des Zauberers.

– Sie ziehen aus, um in der Stadt zu stehlen. Zu dieser Stunde brechen sie auf, auf unterirdischen Wegen. Sie erscheinen auf dem Dachboden der Kirche und steigen am Seil vom Turm herab. Unter ihren braunen Mänteln verbergen sie kleine Öllampen, und an ihren Gürteln hängen Masken, Dolche und Pistolen.

– Lautlos gleiten sie in die Häuser oder klettern durch die Fenster. Mit ihren kleinen Haken erklimmen sie in einem Augenblick die offenen, dunklen Fenster der oberen Stockwerke.

– Und dann verbergen sie sich rasch in den Schränken.

– Niemand im Hause bemerkt sie, und so richten sie sich zwischen Kleidern und Kisten ein. Sie entzünden ihre kleinen Lampen und warten lautlos.

– Sie warten, bis alle schlafen gegangen sind, und dann treten sie hervor, durchstreifen die Zimmer,

sprengen die Schlösser, schneiden den Kindern die Köpfe ab und stoßen den Eltern ihre Dolche ins Herz.

– Und ihre Schätze bringen sie dem Zauberer.

Wie zwei, die ein längst vergessenes, altes Gedicht hersagen, so erzählten die beiden Jungen die Geheimnisse der Höhle des Zauberers. Währenddessen blickten wir unablässig in den Garten.

– Kannst du dir nun vorstellen, was dort drinnen ist? – fragte der jüngere der Vass.

Sein Bruder antwortete an meiner Stelle:

– Hier, hinter dem Fenster mit den Läden, befindet sich der Schlafraum der Diebe. Ein niedriger, verputzter Raum. An der Wand flackert eine Lampe, und rechts und links liegen je sechs Strohsäcke auf dem Boden.

– Auf der einen Seite schlafen sechs Diebe, zusammengekauert; man sieht nicht einmal ihre Gesichter.

– Auf der anderen Seite stehen die sechs Lager leer.

– Die Diebe sind bereits auf ihren unterirdischen Wegen zu ihrer blutigen Arbeit aufgebrochen.

– Wenn sie erwachen, kriechen sie auf allen vieren aus dem Raum, denn in dieser niedrigen Kammer ist es unmöglich, aufrecht zu stehen.

– Dann gibt ihnen der Zauberer zu essen. Mit seinen schwarzen, bösen Augen scheint er zu sagen: Esst – und bringt mir viele Schätze, Gold und Silber.

– Die Diebe essen frische Frösche und Eidechsen, und als besondere Speise erhalten sie Maikäfer aus mehreren Jahren, die wie Eingemachtes in Gläsern in der Vorratskammer des Zauberers aufbewahrt werden.

– Danach müssen sie wieder fort. Und der Zauberer zündet seine Lampe an, die in einem Totenschädel steht, und wacht in seinem Zimmer. Er liest, er hält Wache – damit den Dieben kein Unheil widerfährt.

– Damit die Hunde und die Kinder nicht erwachen.

– Und wenn im Osten der Himmel sich bereits zu erhellen beginnt, dann kommt er hierher: Er legt sich in den Garten.

– Und dann verwandeln sich alle Blumen in Mädchen. Und er wälzt sich zwischen den Blumen…

– Bis die Diebe zurückkehren, und dann nimmt er die Beute an sich, bringt sie in seine unterirdischen Vorratsräume, und alle machen sich zum Schlaf bereit. Und bis zur Nacht bleibt das Haus still und verlassen.

– Von den Nachbarn weiß niemand, wer hier wohnt…

Einige Minuten lang betrachteten wir schweigend den Garten des Zauberers; dann zog plötzlich einer der Brüder Vass seine Uhr.

– In fünfundzwanzig Minuten fährt unser Zug – sagte er und seufzte leise.

– Wir müssen gehen – fügte der andere hinzu.

Am östlichen Himmel waren bereits die Sterne zu sehen. In der Straße herrschte eine friedhofsgleiche Stille; außer uns war keine Seele zu erblicken.

Wir machten uns auf den Rückweg. Schweigend gingen wir bis zur Kirche. Die beiden Brüder Vass blickten gedankenverloren vor sich hin. Wir umrundeten den Park. Am Brunnen schöpften drei Dienstmädchen Wasser. Sie lachten heiter; sie waren hübsch. Die beiden Jungen lächelten ihnen zu.

Der drückende Duft der Blumen des Zauberers verflüchtigte sich allmählich aus unserer Brust. Eine Droschke kam vorüber. Sie pfiffen ihr. Lächelnd nahmen sie Abschied und sprangen leicht in den Wagen. Der Kutscher trieb die Pferde an.

Und im vollen Galopp fuhren sie die hell erleuchtete Hauptallee hinab.

Das Schweineschlachten

Die Winternacht ging ihrem Ende entgegen… und in der Ferne, jenseits der schwarzen Massen der Häuser, dort, wo das Land in einer verschwimmenden Linie verlorenging, erschien am Rand des Himmels ein grauer Streifen. Oben flimmerten noch die Sterne. Und unten, zwischen den Häusern, in der tiefen, schattenlosen Dunkelheit, wo man den Atem der Schlafenden hörte, wusste noch niemand von jenem grauen Streifen.

Maris drehte sich im Bett, öffnete die Augen und blickte zum Fenster. Dann sprang sie, ohne zu überlegen, rasch aus dem Bett und lief über die kalten Fliesen der Küche. Nicht einmal die Füße froren ihr. Sie zündete ein Schwefelhölzchen an, strich sich das Haar aus dem Gesicht und wartete, bis die Flamme aufflammte. Dann entzündete sie die Küchenlampe und machte sich an die Arbeit. Sie brauchte sich kaum anzukleiden, denn sie hatte in ihren Kleidern geschlafen; nur die Bluse legte sie ab. Sie kämmte ihr Haar, flocht es rasch und steckte es mit zwei Nadeln fest. (Es war ein kurzes, blondes Haar, wie Flachs; es bedurfte keiner großen Mühe.) Sie befeuchtete und

rieb ihr rotes, fünfzehnjähriges Mädchenantlitz und seifte ihre kräftigen, geröteten Hände ein, die von feinem, blondem Flaum bedeckt waren.

All dies tat sie hastig, seelenlos, wie eine Maschine. Endlich fand sie ihre Pantoffeln, machte das Bett zurecht und verließ die Küche.

Draußen fiel ein feiner Reif, und die Steine im Hof waren glatt. Das Mädchen wäre beinahe ausgerutscht.

– Verflucht! – rief sie zwischen den Zähnen.

Am Ende des Hofes grunzte und wühlte die Sau, die an diesem Tage geschlachtet werden sollte. Maris trat zu ihr und streichelte sie:

– Nun, auch du bist schon aufgestanden, mein Schweinchen, hast das Schlafen aufgegeben. Nimm's hin, mein armes Schweinchen, heute werden wir dich töten; jener Mann wird kommen mit dem großen Messer, wird dir die Kehle durchschneiden, du Unglückliche.

Die Sau grunzte und schmiegte sich an das Mädchen, das sich sogleich zum Waschhaus beeilte und unter dem Kessel ein Feuer entzündete.

Die strenge Kälte des Januars war auch hier nicht milder; vielmehr schien sie sich in Wänden und Boden eingenistet zu haben. Doch der kräftige, schöne

Körper der kaum bekleideten Maris zitterte nicht. Sie kniete sich auf den kalten Stein, blies ins Feuer und legte Stroh und Holz nach, bis die Flamme im Herd kräftig zu knistern begann. Dann weckte sie die Köchin, legte die scharf geschliffenen Messer bereit und lief wieder zum Feuer zurück. Die Sau grunzte an der Tür des Waschhauses, und Maris antwortete ihr:

– So viel du auch redest, heute wirst du geschlachtet. Der Metzger wird kommen mit dem großen Messer, wird es dir in die Kehle stoßen… du kannst nur weinen, weinen!…

Während sie das Feuer schürte, wurde der Hof grau, und am Himmel waren nur noch wenige Sterne zu sehen. Ein Mann trat in den Hof. Es war der Metzger. Ein kräftiger Bauer, mit pockennarbigem Gesicht, mit schönem Schnurrbart, einer von denen, bei denen man nicht weiß, ob sie fünfundzwanzig oder vierzig Jahre alt sind.

Er trat in die Küche.

– Guten Morgen!

– Gott geb's!

Schweigend legte er seine Messer zurecht, zog den Mantel aus, krempelte die Hemdsärmel hoch und band sich eine Schürze um. All dies tat er langsam, ruhig, und währenddessen ließ er den Blick nicht von

dem Mädchen. Dann prüfte er das Feuer und steckte den Finger in das sich erwärmende Wasser.

– Gut so, Mädchen – sagte er und klopfte Maris auf die Schulter.

Maris wandte sich nicht um; sie schüttelte nur stolz, beinahe beleidigt den Kopf und fuhr fort, Stroh ins Feuer zu werfen. Eine Stunde später war das Haus erwacht. Im Hof standen die Kinder, die jungen Herren und die Fräulein.

Bald führten sie die Sau heraus. Der Metzger trat heran, packte ihren Kopf, klemmte ihn zwischen die Beine; eins, zwei… er machte rasch ein Ende mit ihr. Maris bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze. Die Kinder begannen zu schreien:

– Seht, Maris hat Angst!

Das Schwein schrie nicht lange. Eine Stunde später lag es bereits in der Küche, in großen und kleinen Stücken zerlegt. Das Haus erfüllte sich mit dem Geruch von Schweinefleisch. In der Küche, auf den Tischen, lagen Speck und Fleisch; die Gefäße waren bis an den Rand gefüllt, und das Wasser kochte über dem Feuer.

Der Metzger, die Köchin und Maris arbeiteten mit Eifer. Bis zum Mittag war nur noch das Füllen der Würste und Blutwürste zu erledigen. Der Metzger, der

am Tisch aß, hatte ein wenig zu viel Wein getrunken und hackte in guter Laune das Fleisch für die Füllung. Die Mädchen wuschen die Därme. Als sie fertig waren, brachte Maris sie dem Metzger und zeigte sie ihm.

„Noch sind sie nicht gut genug“, sagte der Metzger, nachdem er sie geprüft hatte. „Spare deine Hände nicht, Mädchen“, fügte er hinzu und kitzelte Maris, „sonst wird daraus nie etwas.“

„Als ob ich sie schonte!“ rief das Mädchen, schlug ihm kräftig mit der Faust auf den Rücken und errötete.

Gegen Abend war alles bereit. Die Würstekränze, die Schinken und der Speck ruhten in der Speisekammer; nur der Metzger arbeitete noch unten im Waschhaus und reinigte die Borsten.

„Maris, komm her!“ rief er.

Im Waschhaus war niemand sonst. Oben bereitete die Köchin das Abendessen vor. Alles Interesse am Schlachten war vorüber; es blieb nur die Müdigkeit von der vielen Arbeit und eine Art Niedergeschlagenheit, die sich mit dem schweren Geruch von Blut und Fleisch in die Köpfe schlich. Draußen war eine kalte Winternacht, während sich in der Küche die Wärme des Feuers ausbreitete.

Kaum war Maris eingetreten, schlang der Metzger seinen Arm um ihre Taille und drückte sie mit seinem ganzen Körper an sich.

Auch andere hatten das Mädchen schon umarmt, doch nie hatte sie eine Umarmung gespürt: sie schlüpfte davon, schlug um sich und lief fort. Jetzt aber lastete der muskulöse Arm auf ihr; die starken Fleischstränge hielten sie fest und lähmten sie. Selbst der Atem stockte ihr; sie konnte nicht einmal schreien.

Eine halbe Stunde später ging sie mit einem Tuch über den Augen über den Hof.

„Wenn meine Mutter es wüsste… sie würde mich bestrafen… mich zugrunde richten, und ich hätte es wohl verdient. Hat meine Mutter nicht gesagt, dass es so mit mir enden würde, wenn ich töricht sei?… Sie hat es gesagt… wie bei Julcsa Kovács… wie bei Julcsa…“

Dann rief man sie. Die Betten mussten gemacht und das Abendessen aufgetragen werden. Es gab viel zu tun. Auch das kleine Kind musste sie schlafen legen. Lachend wälzte sie sich mit dem Kind und küsste es.

Erst als sie sich niederlegte, dachte sie wieder an das Geschehene, als sie sich an das Kind erinnerte, das sie eben in den Schlaf gewiegt hatte.

„Ich werde auch eines haben… es ist nicht so schlimm…“, tröstete sie sich; doch dann begann sie leise zu weinen. Das Weinen dauerte jedoch nicht lange, denn Maris schlief bald ein – leicht, mit dem weiten, ruhigen Atem der Erschöpften.

Schwarze Stille

Ich schreibe es hier nieder, Herr Doktor, um Ihnen zu erklären, worum es sich handelt. Von meinem jüngeren Bruder, dem kleinen Jungen mit dem blonden Haar und den geröteten Wangen, dessen dunkle Augen stets in die Ferne blickten. Und noch von etwas anderem. Von der schwarzen Stille.

Er wuchs plötzlich.

Noch gestern Abend war er ein kleines Kind gewesen, sanft, lallend. Und am Morgen war er zu einem großen Jüngling geworden. Mit einer furchtbaren Muskulatur, dichtem, struppigem Haar und bösen, glühenden, entsetzlichen Augen. O, wie mir an jenem Morgen das Herz schmerzte! Ich wusste es, ich fühlte es… dass die schwarze Stille kam. Auf riesigen Fledermausschwingen.

Unser kleiner Hof, sauber, voller Rosensträucher, bedeckte sich mit widerwärtigem, übelriechendem Unkraut. Vom Dach des Hauses fielen die Ziegel, und von den Wänden löste sich der Putz.

Und es kamen schreckliche Nächte. Meine kleinen Schwestern brachen im Schlaf in Tränen aus. Mein Vater und meine Mutter zündeten die Kerze an und sahen einander mit leeren, schlaflosen Gesichtern an. Niemand wusste, was geschah, noch was geschehen würde. Nur ich. Nur ich. Ich fühlte, dass die schwarze Stille kam.

Richard, jener bestialische und abscheuliche Jüngling, riss am Freitag die jungen Bäumchen im Hof aus und briet das weiße Kätzchen von Anikó langsam über dem Feuer. Das arme Tier krümmte sich entsetzlich, während seine schwache, rosige Haut sich bräunte und dunkel wurde.

Wie wir alle weinten. Und Richard ließ uns unter lautem Gelächter zurück.

In der Nacht brach er in den Laden des Juden ein und nahm das Geld aus der Lade. Er floh damit und streute es auf der Straße aus. Am Morgen schlief er in seinem Bett, als wir sahen, dass seine Handfläche von einem Schuss durchbohrt war. Ein Gendarm hatte sie durchschossen. Unsere Mutter kniete sich neben das Bett und wusch ihm zärtlich das Blut ab. Richard schlief ruhig.

O, wie abscheulich er war!

Wir standen um ihn herum und beweinten Richard, den blonden Jungen mit den roten Wangen. Und wir alle erwarteten voller Angst die schwarze Stille.

Einmal schrie mein Vater ihn verzweifelt an:

„Richard! Schurke, böses Tier, geh fort von uns, wir wollen dich nicht mehr sehen!“

Richard sagte nichts, aber er aß das ganze Fleisch von der Platte. Meine Schwestern sahen ihn voller Gier an, während er das Essen allein verschlang. Mein Vater sah meine Mutter an. Ihre Augen waren voller Tränen. Ich sah, dass mein Vater totenbleich war, er zitterte. Er hatte Angst vor Richard.

Ich sprang auf und gab Richard eine Ohrfeige. Er schleuderte mich gegen die Wand und lief aus dem Zimmer.

Ich lag fiebernd in meinem Bett. Sogar die Haut an meinem Kopf blutete dort, wo Richard mich geschlagen hatte. Da kam er zurück. In der Nacht. Er zerschlug das Fenster und trat ins Zimmer. Er sah mich fest an, mit einem unheimlichen Lächeln, und sprach mit schrillem Ton:

„Ich habe das Haus des Gespans angezündet, weil seine Tochter drinnen schläft, in einem Bett,

weiß wie Schnee. Ihre Brust hebt und senkt sich langsam. Und dann greift das Feuer nach ihrem Bett. Mein Feuer. Sie erwacht in einem Bett aus Flammen. Und das rote Feuer küsst ihr weißes Bein, bis es dunkelbraun wird. Und auch ihr Kopf wird kahl sein, denn ihr Haar verbrennt. Kahl! Hörst du? Kahl! Die schöne blonde Tochter des Gespans wird kahl sein!“

Wir brachten Richard zum Arzt. Er sagte, er sei wahnsinnig. Warum sollte er wahnsinnig sein? Warum gerade wahnsinnig?

Nein, o nein. All das geschah wegen der schwarzen Stille. Ich weiß es genau.

Wir brachten ihn in die Irrenanstalt. Als er bemerkte, dass die Pfleger ihn festhielten, stürzte er sich auf sie. Er hinterließ sie alle blutüberströmt. Da banden sie ihn fest und schlugen ihn unter wütenden Flüchen mit Eisenstangen. Richard spie blutigen Schaum aus dem Mund und brüllte. O, wie er brüllte, mit welch entsetzlicher, heulender Stimme! Seine Stimme erfüllte die Luft, meilenweit.

Als wir mit meinem Vater von der Anstalt nach Hause zurückkehrten, bemerkte ich, dass selbst die Winkel der Eisenbahnwagen von jenem grauenhaften Laut erfüllt waren. Berührte man

irgendetwas mit dem Finger, so brach sogleich dieses verborgene, schreckliche Gebrüll hervor.

Richard entkam noch in derselben Nacht. Er zerbrach die Eisenstäbe des Fensters. Er sprang auf den Weg hinaus. Er schlug sich die Stirn auf. Und dennoch kam er zurück nach Hause. Laufend.

…Und hinter ihm die schwarze Stille.

Es war in den frühen Morgenstunden, drei Uhr. Ich war wach, als Richard ankam. Ich hörte alles ganz deutlich. Er kletterte über das Gitter.

Und die schwarze Stille bedeckte unser kleines Haus mit ihren feuchten, widerwärtigen Schwingen.

Die Blumen im Garten verwelkten. Ein schwerer, beklemmender Schlaf bemächtigte sich der Schlafenden. Die Betten knarrten, man hörte Stöhnen und schmerzvolle Seufzer.

Nur ich war wach und lauschte.

Richard durchquerte lautlos den Hof. Er trat in unser Zimmer, in dem wir einst zusammen geschlafen hatten. Ich wagte nicht, mich zu rühren. Doch Richard kümmerte sich nicht einmal um mich. Keuchend ließ er sich auf das Bett fallen und schlief ein.

Dann geschah alles, wie es die schwarze Stille wollte. Sie setzte sich auf meine Brust und sickerte

in jeden Tropfen meines Blutes. Es war entsetzlich. Ich wollte vor ihr fliehen, doch sie ließ sich neben meinem Bett nieder und flüsterte mir, krächzend, Grauen ins Ohr.

Ich stand auf. Ich suchte das Seil. Ich knüpfte eine feste Schlinge und schlich mich an Richards Bett heran.

Mir war, als würden mein Gehirn und meine Schultern von gewaltigen Steinen zerdrückt. Meine Knie gaben nach.

Ich schob das Seil unter seinen großen, blutverschmierten Kopf und zog das Ende durch die Schlinge. Ich wartete einen Augenblick.

Richard schlief mit tiefem, rasselndem Atem. Ich wusste sehr wohl, dass er uns alle töten würde, wenn er erwachte; dass er mit der Faust in das traurige Gesicht unseres Vaters schlagen, meine kleinen Schwestern an den Haaren über den Hof schleifen würde. Ich zögerte keinen Augenblick. Mit aller Kraft warf ich mich in die Schlinge. Richard rang nach Luft, doch er erwachte nicht; dann stieß er ein entsetzliches Stöhnen aus und zertrat mit einem Tritt den Boden des Bettes. Sein gewaltiger, tierischer Leib wand sich in meinen Händen – doch nicht lange.

Plötzlich hörte ich, wie die schwarze Stille zu lachen begann. Auf eine wahnsinnige, lautlose Weise. Ein kalter Schrecken überfiel mich.

Der Körper Richards, schon kalt, schrumpfte unter meinen Händen zusammen. Ich zündete eine Kerze an.

Auf dem Bett lag ein schwaches, kleines Kind. Mit blau angelaufenem Gesicht.

Es war mein kleiner Kranker, mein Bruder Richard, der Blonde mit den roten Wangen, das lallende Kind. Und seine dunklen Augen blickten ins Unendliche.

Und die schwarze Stille – ich hörte es deutlich – lachte.

Ich möchte dieses Lachen nie wieder hören, denn dann schmerzen mir Rücken und Kopf, und ich will die dunklen Augen des kleinen Richard nicht sehen, wie sie ins Unendliche starren; denn das schnürt mir die Kehle zu, und ich kann niemals schlafen. In Wahrheit, Herr Doktor, kann ich nicht mehr richtig schlafen.

Geschichte von den drei Mädchen

In einem großen, überaus großen Garten, erfüllt vom Duft der Lilien und der Fliederbüsche, lebten drei Mädchen. Die erste hatte schwarzes Haar, die zweite rotes, und die jüngste goldenes. Gemeinsam pflückten sie die Veilchen des Frühlings, gemeinsam sangen sie lauter als die eitle Amsel, gemeinsam liefen sie spielend mit den Rehkitzen und mit den uralten, ehrwürdigen Eulen, die sie alle drei sehr liebten. Sie teilten mit ihnen ihre Speise und das Wasser des Brunnens, aus dem sie selbst danach tranken, und der in der Mitte des Gartens entsprang. Dann dankten die Rehkitze für die Nahrung mit anmutigen Sprüngen, und die großköpfigen Eulen, ernst und würdevoll, grüßten und riefen, als wollten sie sagen:

„Vielen Dank für die Speise. Möge sie euch bekommen!“

Die drei Mädchen waren ein einziger Leib und eine einzige Seele, denn sie waren Schwestern und hatten keine Geheimnisse voreinander; nicht einmal ein Gedanke regte sich in einer, den die beiden anderen nicht gekannt hätten. Vom Frühling bis zum

Herbst verbrachten sie den ganzen Tag im Garten, und erst am Abend gingen sie in ihr Haus, das einem kleinen Schloss glich. Auch die Rehkitze nahmen sie mit in ihr Schlafzimmer, und den Eulen gaben sie Platz auf einer starken, alten Stange aus Nussbaumholz, die sich vor dem Fenster hinzog. Dann zündeten sie die Kerzen an und entkleideten sich. (Ihre Hemden waren aus dem weißesten Linnen gefertigt, und ihre rosige Haut schimmerte durch sie hindurch.) Sie nahmen die Spindel zur Hand, lösten ihr schönes, seidiges Haar und spannen bis tief in die Nacht. Und sie erzählten lange, schöne Geschichten, die jede für sich erfand. Wenn sie dessen müde wurden, küssten sie einander und legten sich auf das große Bett, das in der Mitte des Zimmers stand. Und dort schliefen die drei schönen Mädchen ein. (Selbst ihr Atem ging im gleichen Takt.)

So verging das Leben bis zum Herbst, wenn sie die gelben Trauben von den Reben schnitten und ins Haus trugen, um sie aufzuhängen. Danach gingen sie nur noch selten hinaus und verbrachten die Tage am Fenster spinnend, während sie sich jene wundersamen Geschichten erzählten und lange die Wolken am Himmel betrachteten.

So vergingen die Jahre …

Bis sich eines Tages das friedliche Leben im Haus der Mädchen veränderte.

Gerade an dem Tag, als die Blüten des Pfirsichbaums im großen Garten aufbrachen und das Mädchen mit dem kastanienbraunen Haar aus einer Ecke des Gartens zu den Pfaden am Berge hinaufsah, erblickte sie einen Ritter. (Vielleicht war er noch kein Ritter, sondern nur ein Page.) Der Jüngling sprach sie an:

„Guten Tag, schönes Mädchen mit dem kastanienbraunen Haar."

Das Mädchen verhüllte ihr Gesicht mit den Händen, denn sie hatte noch nie zuvor einen jungen Mann gesehen, und wollte fliehen, doch ihre Füße schlugen Wurzeln, und sie vermochte keinen Schritt zu tun.

Der Jüngling fuhr fort:

„Verbirg dein Antlitz nicht, ich bitte dich, denn ich kann deine schönen Augen nicht sehen."

Das Mädchen nahm die Hände vom Gesicht und blickte den Jüngling an, der näher trat und ihr mit einer seltsam süßen und doch erschreckenden Intensität in die Augen sah. Und das schneeweiße

Gesicht der jungen Mädchen füllte sich mit glühenden Rosen. Zitternd erwiderte sie den Gruß:

„Guten Tag!“

Sie bemerkte kaum, dass er bereits über den Zaun gesprungen war und ihre Hand ergriffen hatte. Oder vielmehr: sie bemerkte es doch, denn die Berührung brannte auf ihrer Haut. Und als der Jüngling den Arm um ihren Hals legte und seine Lippen auf die ihren senkte, durchströmte ihren ganzen Leib ein heißes, süßes Gefühl.

Im nächsten Augenblick umarmte auch sie den Pagen und erwiderte seine Küsse.

Und so verging die Zeit in sanfter Süße, bis eines der Rehkitze sich ihnen näherte und sie streifte; da sprang der Jüngling wieder über den Zaun und verschwand. (Wo mochte dieses Rehkitz bis dahin umhergestreift sein?)

Von da an trafen sie sich jeden Tag. Und alles blieb wie zuvor. Doch ihre Schwestern wussten nichts davon, denn das Mädchen verlor kein Wort über den Jüngling. Und die Nächte der beiden anderen blieben ruhig und traumlos. Aber die Träume des kastanienhaarigen Mädchens waren erfüllt von der Gestalt des Jünglings.

So verging der Sommer. Bis eines Tages die Mädchen die schweren, goldgelben Trauben schnitten und, mit seidenen Fäden gebunden, ins Haus trugen. Von da an gingen sie kaum noch in den Garten hinaus. Das Mädchen mit dem kastanienbraunen Haar jedoch schlich sich schon am nächsten Tag heimlich hinaus – doch sie traf den Ritter nicht. Und auch er kehrte nicht wieder.

Das Herz des kastanienhaarigen Mädchens war voller Unruhe. Eines Tages fanden ihre Schwestern sie, wie sie in einer Schale Wasser ihr Gesicht betrachtete und weinte. Sie umarmten sie und fragten, warum sie traurig sei, denn Kummer war ihnen fremd; das kastanienhaarige Mädchen aber sagte nur:

„Er ist fort! Er hat mich verlassen!“

Ihre Schwestern fragten nicht weiter.

Doch der nächste Frühling kam. Und eines Morgens standen die Pfirsichbäume wieder in Blüte.

Das kastanienhaarige Mädchen gedachte des vergangenen Frühlings und erwartete hoffnungsvoll ihren Ritter. Doch vergebens.

Eines Tages, Wochen später, sah sie ihn. In einer anderen Ecke des Gartens. Mit ihrer jüngeren

Schwester, der mit dem roten Haar. Sie küssten einander mit glühender Leidenschaft.

Das kastanienhaarige Mädchen brach in Tränen aus und sank ohnmächtig zurück; doch ihre blonde Schwester, die das Geschehen ebenfalls gesehen hatte, fing sie auf.

Dann kam der Herbst wieder, und auch die Liebe des rothaarigen Mädchens ging zu Ende. Der Ritter kehrte tatsächlich nicht mehr zurück.

Die Nacht im Schlafzimmer der Mädchen erfüllte sich mit bitteren Seufzern. Nur die Jüngste schlief ruhig, in einem reinen und kühlen Schlaf.

Die alten Eulen schüttelten missmutig die Köpfe. Gewiss dachten sie bei sich:

„O, diese Mädchen! Nicht einmal schlafen kann man ihretwegen in Frieden!“

Die Monate vergingen, vergingen, und eines Tages erwachten die Mädchen und sahen, dass der Pfirsichbaum von neuem erblüht war. Fröhlich kleideten sie sich an, und jede verschwand auf ihre Weise. Sie glitten in die Winkel des Gartens und warteten.

Das blonde Mädchen, die Jüngste, begegnete ihm an jenem Tag. Und auch an den folgenden. Ihre Schwestern jedoch warteten vergebens, Tag für Tag.

Bis sie ihn eines Tages mit ihrer blonden Schwester sahen, ganz der Liebe hingegeben. Der stattliche Ritter drückte das schöne Mädchen so fest an sich, dass ihr fast der Atem verging. Und die Herzen der kastanien- und rothaarigen Mädchen schlugen so heftig bei diesem Anblick, als wollten sie aus der Brust springen. Doch keine von ihnen sagte ein einziges Wort.

Und auch jener Sommer verging wie die anderen. Und im Herbst kehrte der Ritter abermals nicht zurück. Der Winter verging in Traurigkeit und in Träumen. Die Rehkitze senkten mutlos die Köpfe und freuten sich nicht einmal mehr über das gesalzene Brot, und die Eulen waren stets verdrießlich, was übrigens nichts Verwunderliches war.

Und als die Pfirsichbäume zum vierten Mal erblühten, warteten die drei Mädchen sehnsuchtsvoll in den Winkeln des Gartens auf den Ritter. Doch der Ritter kam nicht.

Und binnen weniger Tage begriffen die Schwestern, dass er niemals mehr kommen würde.

Und in der Nacht, wenn in ihrem stillen Gemach die uralten Eulen schlafen und die verspielten Rehkitze, und die Mädchen des Spinnens

und des Erzählens müde geworden sind, blicken sie schweigend in die Flamme der Kerze und sprechen dann von ihm – nur von dem Ritter, der im Frühling kam und im Herbst ging und alle drei betrog.

In den Augen der drei Mädchen färbt das Kerzenlicht die Tränen rot. Und die alten Eulen schütteln missmutig die Köpfe.

„O, diese Mädchen! Kann man denn ihretwegen nicht ruhig schlafen?“

Dies ist die alte Geschichte von den drei Mädchen.

Jolán

Eine der reinsten Erinnerungen meiner Kindheit ist die Gestalt Joláns, der Tochter unseres Lateinlehrers. Wir – Pali Telkes und ich – hielten sie stets für das schönste Mädchen der ganzen Stadt und versäumten nie, dies laut zu verkünden.

„Jolán Koltai ist das schönste Mädchen!“ – und jedes Mal wurden wir dabei rot.

Sie benahm sich uns gegenüber immer mit einer solchen Zartheit. Wenn wir zum Beispiel die lateinischen Aufgaben zu ihr ins Haus brachten, sagte sie kein besonders freundliches Wort; doch wenn sie uns die Tür öffnete und uns mit einem Lächeln ins Zimmer ließ, damit wir die Hefte auf den Schreibtisch ihres Vaters legten, war es uns, als umhüllte sie uns mit ihren feinen, weißen Armen. Sie war ein großes, schlankes Mädchen. Meist trug sie rote oder rosafarbene Empirekleider. Wenn man sie sah, konnte man nicht umhin zu denken, wie glühend ihr Körper unter diesem Gewand sein mochte.

In ihren Bewegungen lag eine Art aristokratischer Lässigkeit, und stets war der feine

Duft ihres blonden, seidigen Haares zu spüren. Oft sprachen wir darüber, Pali und ich, der damals mein bester Freund war. Darüber, warum das eine Mädchen schön ist und das andere nicht. Wir entdeckten zum Beispiel, dass Joláns große, dunkelgraue Augen deshalb so schön waren, weil sich darunter, auf der weißen Haut, zwei zarte, aschviolette Bögen wölbten. Das verlieh ihrem Gesicht jenen eigentümlichen Ausdruck, traurig und zugleich süß.

In der Tat. Wir zeichneten Jolán mehrere Male, sowohl Pali als auch ich, und wenn wir diese beiden feinen Bögen nicht in ihr Gesicht einzeichneten, ähnelte das Bild ihr nicht einmal.

Wir waren beide in Jolán verliebt, und als wir noch die siebente Klasse besuchten, gingen wir jeden Tag an ihren Fenstern vorüber und sprachen darüber, was sie wohl gerade tue. Manchmal sahen wir, wie ihr Kleid einen Augenblick in einem der Fenster aufleuchtete – und das war unser ganzes Glück.

Wir sprachen nie mit ihr, außer wenn ihr Vater uns aus irgendeinem Anlass zu ihr ins Haus schickte. Sonst aber grüßten wir sie auf der Straße mit tiefen Verbeugungen. Sie sah uns an und neigte

leicht den Kopf. Danach stritten wir mit Pali darüber, was Jolán wohl von uns denken mochte.

Eines Tages – es war der zehnte März – erschien Jolán nicht zum Spaziergang, und wochenlang warteten wir vergebens auf sie. Auch im Haus des Professors war sie es nicht mehr, die die Tür öffnete.

Was mochte geschehen sein? Darüber sprachen wir mit Pali in den Pausen und bei jeder Gelegenheit. Doch wir erfuhren nur, dass Jolán fortgegangen war.

Sie war zu Verwandten gereist.

Sie kehrte nicht zurück. Ich erinnere mich, dass wir nach Weihnachten einen ganzen Monat lang jeden Nachmittag zum Bahnhof gingen, um den Zug zu erwarten. Allmählich jedoch vergaßen wir sie. Nur manchmal, wenn wir draußen umherstreiften und bei Einbruch der Dämmerung heimkehrten, begannen wir plötzlich von ihr zu sprechen, und dann ließ uns die ganze Nacht ihr Andenken nicht los. In unseren Träumen kam sie auf uns zu und sah uns mit ihren seltsamen, sanft leuchtenden grauen Augen an. Und einmal erlaubte sie mir, ihren Arm zu küssen.

Erst vor kurzem habe ich – zum größten Teil von meiner Großmutter – erfahren, was später mit Jolán geschah.

Ins Haus der Koltais kamen nur sehr wenige junge Männer. Ich erinnere mich, dass man den alten Koltai sogar tadelte und sagte, er lade aus Geiz oder aus was für Gründen auch immer niemanden ein und führe seine Tochter nirgends hin. Überdies war er immer ein Mann gewesen wie ein bissiger Hund. An den Feiertagen fehlte er nie in der Kirche, und dort stellte er uns in Reihen auf, damit Ordnung herrsche. Und er achtete darauf, wer sich bei der Wandlung nicht niederkniete; zu dem ging er hin und zwang ihn dazu. Er war, mit einem Wort, ein kleinlicher Mensch und hörte zudem nicht auf, über die allgemeine Unmoral zu klagen. Wahrscheinlich geboten ihm auch seine moralischen Grundsätze, die Freier seiner Tochter einen nach dem anderen zu vertreiben.

Man sagt, schon beim zweiten oder dritten Besuch habe er sie gefragt, ob sie ernsthafte Absichten hätten; andernfalls sollten sie den Ruf seiner Tochter nicht gefährden und keinen Vorteil daraus ziehen. Und bei dieser Aufgabe wurde er von seiner Frau unterstützt. Es war schwer, ein Ehepaar

zu finden, das in seiner Denkweise so übereinstimmte. Das arme Mädchen muss ihretwegen viel gelitten haben.

Nicht umsonst hatte auch ihre Mutter erst spät geheiratet: sie erlaubte ihrer Tochter weder Bälle noch Vergnügungen. Und dabei hätten sie es sich leisten können. An diesem Punkt tadelte meine Großmutter Joláns Eltern ausführlich. Was für unmögliche, törichte und kalte Menschen! Als hätten sie ständig an einer Zitrone gesogen. Es war unerquicklich, selbst nur mit ihnen zu sprechen!

Es genügt zu sagen, dass in letzter Zeit nur noch Zoltán Richter, ein entfernter Vetter Joláns, ihr Haus besuchte. Den hochgewachsenen, eleganten jungen Mann sahen wir oft in die Csokonai-Straße einbiegen, wo sie wohnten.

Während wir draußen, in den vom Schneesturm gepeitschten Straßen, mit kühlem Kopf unsere Träume spannen, wussten wir nichts von dem, was sich in den warm geheizten Zimmern zutrug, wo Jolán in ihrem weich fallenden Empirekleid umherging und duftende Blätter auf glühendem Eisen verbrannte… Wir wussten nicht, dass in jenem Zimmer, aus dem durch den Vorhang gedämpft das Licht einer rosafarbenen Lampe drang

und aus dem die wehmütigen Töne einer Mazurka von Frédéric Chopin hervorglitten, Jolán am Klavier saß – ja, spielte –, doch auf dem Schoß eines anderen. Sie schloss ihre langen, seidigen Wimpern, lehnte den Kopf zurück an die Schulter jenes Anderen, und ihre zarten Lippen, wie die Blätter einer großen, duftenden roten Blume, öffneten sich bebend und verschmolzen mit anderen Lippen.

Von all dem wusste damals niemand etwas.

Eines Tages jedoch schrieb Jolán an ihren Bruder, der irgendwo in Budapest als Arzt tätig war. Meine Großmutter behauptet, sie habe Folgendes geschrieben:

„Komm nach Hause; wenn du nicht kommst, bin ich verloren. Nur du kannst mir helfen."

Und Joláns Bruder, ein großer, ernster Mann mit schwarzem Bart, bleicher Haut und denselben Augen wie sie, kam mit dem ersten Zug. Er liebte seine Schwester sehr: er ließ seine Patienten und alle seine Angelegenheiten zurück.

Das Mädchen – so sagte meine Großmutter mit ernster Stimme – gestand ihm das, was sie weder ihrer Mutter noch ihrem Vater gesagt hatte.

Daraufhin suchte der Arzt Zoltán Richter auf. Und er sagte:

„Zoltán, du bist nicht schuldiger als Jolán. Keiner von euch trägt Schuld. Dennoch frage ich dich, ob du meine Schwester heiraten möchtest, bevor ich entscheide, was zu tun ist. Antworte noch nicht. Zuerst will ich dir auch sagen, dass ich dich zu keiner Heirat zwingen werde. Verstehst du? Ich werde dich nicht zwingen. Wenn du willst, heiratest du; wenn du nicht willst, dann nicht. Ich verlange nichts von dir – aber ich will eine sofortige und sichere Antwort.“

Und Zoltán Richter antwortete, dass er nicht wolle.

Joláns Bruder nahm, ohne ein Wort zu sagen, seinen Hut und ging.

So erzählte es meine Großmutter. (Ich glaube, sie hat viel darüber nachgedacht – doch es wird wohl so gewesen sein.)

Was danach geschah, erfuhr ich ebenfalls von ihr.

Zu Hause ließ der Arzt seinen Vater und seine Mutter ins Zimmer rufen und erklärte ihnen die Lage: dass Jolán in sechs oder sieben Monaten ein Kind von Zoltán Richter bekommen würde.

Der alte Koltai begann zu schreien, er werde seine Tochter sofort aus dem Haus jagen. Joláns

Bruder erwiderte, er werde sie nach Budapest mitnehmen, und der Vater solle es nicht wagen, ein Wort dagegen zu sagen. Er werde das Mädchen mitnehmen, sie werde bei ihm leben, und damit basta.

Der Vater sagte:

„Gib diesem Elenden eine Ohrfeige und erschieß ihn wie einen Hund!“

Joláns Bruder antwortete:

„Ich habe eben mit ihm gesprochen. Er will Jolán nicht heiraten.“

„Wir werden ihn zwingen!“ sagte der alte Koltai.

„Wir werden ihn nicht zwingen“, sagte Joláns Bruder.

„Du hast Angst, Elender, du willst deine Schwester zugrunde richten! Du hast Angst, dass er dich erschießt, nicht wahr!“ schrie der Vater.

„Ich will meine Schwester nicht unglücklich machen“, erwiderte Joláns Bruder mit völliger Ruhe.

Der Alte sprach vergebens, schrie vergebens: sein Sohn gab nicht nach. Und am nächsten Tag reiste der Arzt mit Jolán nach Budapest. Von da an blieb sie bei ihm. Dort wurde auch ihr Kind

geboren, und sie zogen es gemeinsam auf, als wäre es das ihre.

„So etwas kommt eben auch vor!“ schloss meine Großmutter ihre Erzählung.

Gestern Nachmittag sah ich Jolán in der Üllői-Straße. Sie war genau wie vor fünf Jahren. Sie und ihr Bruder führten ein kleines Kind an der Hand. Sie waren heiter, gingen rasch, trugen Pakete. Mit leichten, anmutigen, fast mädchenhaften Schritten ging sie die Straße entlang, und viele drehten sich nach ihr um. Ihre Bewegungen waren so weich und zart wie früher. Um ihre grauen Augen lagen die schönen bläulichen Schatten. Wärme und Feuer lag in ihrem Blick.

Als ich sie grüßte, überzog ein leichtes Erröten ihr Gesicht, und sie lächelte. Freundlich. Und traurig.

Lange sah ich ihr nach.

Der Ofen

Der Student machte im Ofen Feuer. Das Papier fing Feuer, dann das Holz. Nach wenigen Minuten dröhnte das kleine eiserne Gebilde.

Die Flammen fanden in den glatten Eisenwänden eine freundliche, gute Herberge. Und der Student schürte sie, liebkoste die Flammen. Er legte Kohlen in den Rachen des Ofens und sah zu, wie die hungrigen Flammenzungen die feuchten, schwarzen Brocken verzehrten.

Allmählich füllte sich das ganze Zimmer mit einer vertrauten, trägen Wärme, und um dieser lieben, guten Wärme willen blieb der Student zu Hause. Den ganzen Tag. Er saß dort im großen, grünen Ledersessel neben dem Ofen und betrachtete die gelben, blauen, tanzenden Flammenzungen, die bleich werdende und wieder errötende Glut; er warf Papierfetzen hinein und sah mit stillem Entzücken zu, wie das schwache Geschöpf in den umarmenden Armen des Feuers zu Asche wurde.

Und er betrachtete die Flammen stundenlang. Er dachte große Gedanken, murmelte bisweilen leise vor sich hin. Und er vergaß die Universität, die

Straßen. Sogar die großen, in weißem Licht schwimmenden Kaffeehäuser, den blauen Zigarettenrauch, der darin irr über den Tischen schwankte, die weißen und roten Billardkugeln, die so glatt und mit leisem Anstoß über das grüne Tuch rollten. Oft aß er sogar dort neben dem Ofen.

Er konnte sich nicht von ihm trennen, wie von einem zufällig gefundenen guten Freund.

Tatsächlich war es ein Zufall gewesen, dass er das Zimmer gemietet hatte. Es schien ein dunkles, kleines Zimmer zu sein, und man verlangte fünfzehn Forint dafür. Er wollte schon gehen, als die Hausmeisterin auf den Ofen deutete:

– Und was für einen feinen, gut heizenden Ofen wir haben, gnädiger Herr. Letztes Jahr wohnte hier ein Herr, der sagte, einen so guten Ofen habe er noch nie gesehen. Abends heizen wir ein, und am Morgen ist er noch warm! Und dabei ist es nur ein Eisenofen.

Der Student betrachtete den Eisenofen. Er liebte warme Zimmer, und es war sein erster Aufenthalt in Pest. Er nahm das Zimmer.

Auch später sagte er mehrmals am Tage, wenn der Ofen schon in Arbeit war:

– Das ist wahrhaftig ein tüchtiger Ofen.

Und der Ofen errötete förmlich vor Lob.

Auch später blieb der Student seinem warmen Freund treu. Von der Universität eilte er geradewegs nach Hause, dort las er. Zwischendurch legte er das Buch nieder, halb die Augen geschlossen, und betrachtete liebevoll die eisernen Rippen des Ofens und sah, sah die kleinen Flammen. Wenn er einen Apfel aß, gab er auch seinem Freund davon. Er legte ihn obenauf. Der Ofen sog begierig den Saft daraus, und zum Dank verbreitete er einen angenehmen Duft im Zimmer.

Mit der Zeit jedoch begann der Student, nicht mehr regelmäßig nach Hause zu kommen. Er kümmerte sich nicht mehr so sehr um den Ofen. Und dieser wurde mit Recht traurig über die Vernachlässigung – er wärmte auch nicht mehr so wie früher. Manchmal glomm nur noch am Boden schläfrig und widerwillig die veraschende Glut. Der Student schürte dann zerstreut das Feuer an und schrieb lange beim Lampenlicht. Von Zeit zu Zeit stand er auf, seufzte tief und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Der Ofen, als er das sah, war nicht mehr zornig. Er begann, den Studenten zu bemitleiden.

Schließlich setzte sich der junge Mann wieder neben den Ofen. Zärtlich strich er über seine lauwarmen Eisenplatten, öffnete seine Tür – offenbar, damit der Ofen gut hören könne, was er nun sagen werde.

Und wirklich begann er zu sprechen.

– Ich bin verliebt… verliebt – sagte der Student heiser flüsternd.

Die Flammen sprangen lebhaft auf, der alte Ofen knackte zustimmend, und dann dröhnte das Feuer in ihm noch fröhlicher.

– Das Mädchen, das ich liebe – fuhr der junge Mann langsam fort –, dieses Mädchen ist sehr schön. Ihr Gesicht ist weiß, weich, samten, ihr Haar ist schwarz, und in ihren Augen brennen solche Feuer wie in dir. Nur wärmen sie noch mehr, viel mehr…

Der Ofen hörte dem Studenten ohne Neid zu und fand es ganz natürlich, dass das Feuer in den Augen des Mädchens heller und wärmer sei als in ihm.

Der junge Mann seufzte tief, barg den Kopf in seine Hände und betrachtete mit einer leisen Eifersucht die tanzende Heiterkeit der Flammen,

dieser bunten kleinen Gesellen. Dann flüsterte er weiter:

– Liebt sie mich, dieses feueräugige Mädchen, liebt sie mich, liebt sie mich?

Der Ofen antwortete nicht. Die Flammenzungen reckten sich nun wie düstere Fragezeichen empor.

Doch die Seele des jungen Mannes war erfüllt von süß-bitteren, großen Hoffnungen. Seine Augen entflammten beinahe im glühenden Licht des Ofens, sein Haar schimmerte, sein Gesicht wurde rot. Er zündete sich eine Zigarette an und blieb bis zum Morgen bei seinem treuen Freund. Und als die Eisblumen am Fenster im gelben Licht der Sonne zu glänzen begannen – übermannte ihn der Schlaf.

Der Ofen blieb noch wach, doch die Flammen vollführten ihren Tanz immer träger und träger, bis auch sie sich schließlich in die verglimmenden Kohlen niederlegten.

Der Student erwachte gegen Mittag; der schwarze Rachen des Ofens gähnte ihn hässlich und verdrießlich an. Er streckte sich ausgiebig, stand auf, schlug die Ofentür zu und ging fort. Erst gegen den nächsten Morgen kehrte er zurück. Sein Gesicht war bleich. Ohne jede Freude begrüßte er seinen

alten Freund; und das tat dem Ofen nun sehr weh. Doch als er den jungen Mann betrachtete, wie müde und traurig sein schönes, junges Gesicht war – verzieh er ihm. Er bemühte sich, seine Pflicht zu erfüllen, so sehr, dass es in ihm vor Anstrengung knackte.

Der Student drückte sich die Schläfen mit der Hand und setzte sich neben den Ofen. Seine Stimme war gedämpft und zitternd.

– Nein, sie liebt mich nicht, das feueräugige Mädchen liebt nicht mich, den armen Studenten. Einen anderen – einen Herrn, einen reichen Herrn…

Der Ofen knisterte zornig; gewiss war er auf das Mädchen böse.

Der Student aber rang verzweifelt die Hände. Ja, er war sehr unglücklich! Dann lief er zum Fenster, blickte in die Nacht hinaus, kam zurück und setzte sich wieder.

– Sie liebt mich nicht, das feueräugige Mädchen – wozu soll ich dann noch leben? – sagte er und begann bitterlich zu schluchzen. Er rang nach Luft, und die Tränen strömten ihm über das Gesicht. Das Feuer des Ofens färbte diese Tränen rot, und es schien, als weine der arme, verlassene Student Blut.

Er krümmte sich schmerzlich auf dem Stuhl zusammen und starrte wieder in die Flammen, auf die geheimnisvollen, leuchtenden, fröhlichen Kinder des Feuers, die heißen, tanzenden Bewohner des Ofens.

Dann schlief er ein…

Die Flammenzungen aber verkrochen sich unter die Glut und sandten von dort einen schweren, schmutzig-grünen Rauch empor. Der Rauch stieg auf, wälzte sich hinaus. Er erfüllte das dunkle kleine Zimmer, umhüllte den armen, gequälten Studenten, umküsste seine Schuhe, seine Kleider, glitt über seine Brust, schlich sich in seinen Mund, in seine Lungen und brachte den Schlag seines Herzens zum Stillstand.

Als der erste graue Schimmer des Lichtes durch das Fenster drang, war das ganze kleine Zimmer – in dem einst die vertraute, träge Wärme so behaglich geherrscht hatte – mit todbringendem Rauch erfüllt.

Der Student sitzt mit kaltem Leib auf dem Stuhl. Sein Freund, der Ofen, ist ebenfalls erkaltet. Und hinter dem Fenster starrt ein nebliger, fröstelnder Wintermorgen auf die beiden guten Freunde.

Ich begegnete meiner Mutter

Meine Mutter starb, als ich geboren wurde. Der Raum war erfüllt vom Geruch der Arzneien, und an vielen Stellen dampfte frisches Blut. Man ging auf Zehenspitzen und flüsterte.

Der Morgen war noch fern. Sehr fern. Und meine liebe Mutter wartete vergebens, sehnsüchtig, in qualvoll gehauchtem Gebet, auf das Morgenlicht. Als ich meinen ersten Atemzug tat, starb sie. Sie seufzte tief und schwer, denn sie liebte meinen Vater, und sie war erst zwanzig Jahre alt.

Und ich vergaß sie. Ich fragte nie nach ihr. Ich fühlte nicht, dass es eine Mutter für mich gegeben haben musste, und dass sie, die meinetwegen jung ins Grab gesunken war und dort zerfällt – ich selbst bin.

So verging viel Zeit.

Seither bin ich den Mädchen begegnet. Mit ihrem duftenden Haar strichen sie über mein bleiches, brennendes Gesicht. Mit ihren weichen, trägen Rosenarmen umschlangen sie meine schmale, knochige Taille. Meine verkrampften, spöttischen Lippen küssten sie mit prächtigen, todessüß erregten

Küssen wach. Und selbst da dachte ich nicht an meine Mutter, die einst in einem von Arzneigeruch und Blut erfüllten Zimmer mit einem schweren, tiefen Seufzer starb.

Doch in der vergangenen Nacht kam sie mir in den Sinn. – Woher? Jetzt weiß ich: Ich musste ihr begegnen.

Ich kam spät in der Nacht von einer Frau nach Hause. In betäubter, berauschter Müdigkeit schlief ich ein. Bald schon sah ich sie von ferne. Sie kam mir entgegen. Sie war frisch, jung, als wäre sie eben aus dem Wochenbett aufgestanden.

Ich wich vor ihr zurück. Doch sie sah mich und versenkte ihre dunkelblauen Augen in mich. Die heitere Melancholie, die aus ihrem bleichen, feinen Gesicht zu mir strömte, drängte mich, auf sie zuzugehen, sie zu umarmen und zu küssen. So schön war sie und so jung. Ihre Hand – darüber wundere ich mich – ließ sie mich nicht küssen.

Sie trug einen altmodischen, großen Strohhut und ein schlichtes Baumwollkleid. Dieses Kleid hatte ich im Schrank meiner Großmutter gesehen; abgetragen und fleckig. Die Flecken stammen von den Tränen der Großmutter, die sie an frühen,

windigen Herbstabenden in das alte Kleid meiner Mutter geweint hatte.

Wir ergriffen einander die Hände. Wir fühlten das Band, das einst zwischen uns zerrissen war an jenem blutigen, nach Arznei riechenden Morgen – und gingen langsam vorwärts.

Es war Mai um uns. Harfenklang und Flötenlied klangen weit über die Felder. Maiglöckchen sangen uns jugendliche Düfte.

Plötzlich hielten wir inne im Glück des grünen Feldes und des blauen Himmels. Und als wir einander ansahen, strömten uns die Tränen dicht aus den Augen. Unsere Lippen aber lächelten.

O, wie schön und jung war meine Mutter. Ich sammelte rasch alle Maiglöckchen des Feldes und streute sie über sie. Ich bedeckte ihre jungen, mädchenhaften Brüste damit, die mich niemals genährt hatten. Sie aber sah mich mit stillem Lächeln an, bis die Maiglöckchen aufgebraucht waren.

Dann setzten wir unseren Weg über das Feld fort, dem blauen Wald entgegen. Langsam gingen wir Hand in Hand. Und in die Luft versunken fühlten wir einander selig.

Ach, auf einmal waren wir beim blauen Wald.

Der Klang der Geigen und der Harfen tönte nur noch aus der Ferne, verhallend. Und wir wurden beide traurig. Einander umarmend blickten wir verträumt über das stille, taufeuchte Feld und sahen die Nebel der Abendstunde, die um unsere Füße schwankten.

Am Rande des Waldes mussten wir uns trennen. Zum Abschied wollte ich meine schöne, tote Mutter noch einmal umarmen. Sie sah mich an, als hätte ich sie gekränkt, dann strich sie mir über das Gesicht – um mir zu verzeihen.

Dann eilte sie mit leichten, zarten Schritten in den Wald. Der Abendwind wollte ihr rau den Hut vom Kopf reißen, doch sie fasste ihn anmutig. Dann blieb sie stehen und winkte mir zum Abschied. Lange sah sie unbeweglich zurück, und schließlich eilte sie, wie ein weißer Schatten, plötzlich davon.

Lange stand ich dort am Rand des blauen Waldes und sah ihr nach, in stillem, anbetendem Schmerz.

Seitdem denke ich täglich an sie. Und ihretwegen habe ich die schwarzhaarigen Frauen und die süßstimmigen Mädchen verlassen, um von ihr zu träumen – von meiner Mutter, meiner zwanzigjährigen Mutter, die in einer dunklen

Morgendämmerung starb. Sie starb mit einem großen, schweren Seufzer.

Die Kerzen

Das kurz heruntergebrannte Kerzchen – in dessen verkohltem Docht ein kleines schwarzes Männlein schläft – stand neben mir. Ja, dort drinnen schläft der kleine Geselle. Den ganzen Tag über hält er ein behagliches Nickerchen, und nur wenn in der Nähe ein Streichholz entzündet wird, fliegt ihm der Schlaf davon; dann wartet er nur noch darauf, dass man ihm das feurige Zauberstäbchen nahebringt – da springt auch er auf, blinzelt eine Weile und blickt dann hell, gelb und unbeweglich um sich.

Doch ich glaube, dass er auch dann, wenn er im rauchigen Docht schläft, alles um sich her bemerkt, alles weiß. Ein wenig betrübt ist er wohl, wenn er den Triumph der zitronengelb leuchtenden Gasflammen sieht, unter denen er sich auf dem Nachttisch in meinem bronzenen Armleuchter bescheiden zurückziehen muss. Denn niemand kümmert sich ernstlich um ihn. Man liest ein wenig bei ihm, meist Zeitung, wenn derjenige, der sich zu Bett legt, nicht gleich einschlafen kann. Gleichgültig zündet man die Kerze an, dreht die Hähne der bösen Gasleitungen zu und legt sich dann nieder. Man liest

eine Viertelstunde, und am Ende bläst man kräftig in die Luft. Das kleine Männlein seufzt daraufhin – vielleicht ist es sogar ärgerlich. Darauf deutet zumindest hin, dass es aus der rot glimmenden Spitze des Dochtes verdrießlich einen übelriechenden Rauch entlässt und dann traurig zur Ruhe kommt. Wieder kann es den ganzen Tag schlafen.

Wahrlich, man braucht es kaum. Höchstens, wenn man in der Speisekammer etwas sucht und das Mädchen es nicht findet – denn dort ist es schon am frühen Nachmittag dunkel –, dann holt man die Kerze aus dem Zimmer. Das kleine Männlein freut sich im Voraus, etwas Schönes, Großes zu sehen. Vielleicht hofft es, noch einmal auf einen Weihnachtsbaum zu kommen, was gewiss herrlich sein mag – doch für eine dicke Achtkreuzerkerze ist das freilich eine eitle Hoffnung. Ich sagte ja, es freut sich im Voraus – und wird dann traurig, denn jemand sagt:

– Ich habe immer gesagt, wir hätten auch in der Speisekammer Gas legen lassen sollen; jetzt tropfen uns die Kerzen die Kleider und die Koffer voll. Und diese dumme Kerze tropft auch noch, als würde man sie dafür bezahlen.

Abends kommt dann bisweilen die Rede auf die Kerze. Oder auch sonst, denn die Großmutter spricht gern davon:

– Als ich noch ein Mädchen war, haben wir bei Kerzenlicht genäht. Was wussten wir schon von Lampen… Meine Aussteuer habe ich mit meiner Mutter in sieben Wochen gemacht, nachts. Auch das nur bei Talgkerzen.

Dann horcht das kleine Männlein auf. Solche Worte tun ihm wohl.

Andere Zerstreuung hat es selten. Wenn man am Samstagabend die Leuchter in die Küche trägt, um sie zu reinigen und zu polieren, ihre Füße mit zugeschnittenen bunten Papierkragen zu schmücken und mit der Schere die überstehenden Dochtreste zu kürzen, dann kommen die Kerzen nebeneinander zu stehen und können sich unterhalten. Die alte Kerze, von der nur noch zwei oder drei Zoll übrig sind, beklagt sich meist darüber, dass die Kerze in der heutigen Welt keine Gelegenheit mehr habe, sich gesellschaftlich oder literarisch zu bilden. Wenn im Salon Gäste sind und sich unterhalten, versteht die Kerze auf dem Nachttisch kein Wort davon. Und wenn jemand einen Roman liest oder der junge Herr in seinem Zimmer lernt, geschieht alles bei Gaslicht.

Und wenn das Fräulein sich abends manchmal ans Klavier setzt, bringt sie keine Kerzen herein, um nach Noten die Meisterwerke großer Komponisten zu spielen, sondern nur Lieder – ungarische Lieder –, wie sie ihr gerade einfallen, mit grausamen Bassläufen. Dafür könnte die Kerze ihr wohl mit Recht böse sein. Doch sie ist es nicht, denn das Fräulein ist ein schönes Mädchen. Sie hat schlanke, weiße Finger, wunderbare, glänzende schwarze Augen und duftendes, seidiges, blondes Haar. Nachts schläft sie bisweilen unruhig und starrt dann schlaflos in die rußschwarzen Ecken des Zimmers. Gewiss hat sie auch Kopfschmerzen. Dann sucht sie nach einem Streichholz und ist erleichtert, wenn sie endlich das kleine Männlein in der Kerze erweckt, damit es mit ihr wache. (Und dieser tut das auch gern.) Doch bisweilen liegt kein Streichholz auf ihrem Schrank. Ihre feinen, langen Finger tasten vergebens danach – nur die Kerze gerät ihr in die Hand… Doch darüber freut sich die Kerze noch mehr, als wenn man ihren Docht entzündete. Sie glaubt, dass unter den Dingen des Lebens, wenn man wählen muss zwischen Licht und Wärme, doch die Wärme das Schönere sei.

Oder wenn der junge Herr in der Nacht das Mädchen erwartet und wegen des pochenden Herzens nicht an einem Ort bleiben kann, sondern leise, in Strümpfen, damit man ihn nicht hört, im Zimmer hin und her geht, bald sich aufs Bett setzt, bald wieder aufspringt – auch dann leuchtet ihm die Kerze. Ihre gelbe Flamme flackert nun bläulich und taumelnd, sodass der junge Herr darüber lachen würde, wenn ihm nicht die Zähne klapperten… Und wenn sich dann mit dumpfem Knarren die Tür öffnet und das Mädchen in weißem Kleid hereinschwebt und sogar lacht – neigt sich die Kerzenflamme und grüßt sie… Danach aber schläft sie vergnügt und heiter ein. Und nur im Dunkeln kichert sie leise weiter, lauscht und denkt an fröhliche Dinge.

Man darf jedoch nicht glauben, dass die Rolle der Kerzen im Leben der Menschen sich nur auf solche geringfügigen Gelegenheiten beschränkt.

In denselben Leuchter, der jetzt auf der Kommode der Großmutter steht, setzte man vor vielen Jahren, an einem Samstag, eine neue Kerze. Am Montagmorgen war es draußen noch dunkel – es war Winter –, da zündete eine bleiche, schöne Frau diese Kerze an. Bald darauf erwachte das Haus

zum Leben. Man lief hin und her. Und als die Sonne aufging, hörte man Kinderweinen im Zimmer. Die Kerze ließ man brennen. Ich habe es gesehen. Sie war das Erste, was ich von der Welt sah.

Wahrscheinlich werde ich sie auch als Letztes sehen.

Irgendwo in einer fremden Stadt schlafe ich in einem Gasthaus. Ich erwache, weil mein Herz wie rasend schlägt und schmerzt. Kalter Schweiß steht mir auf der Stirn. Ich suche nach dem Streichholz und entzünde den langen, rußigen Docht. Die Flamme lodert auf und tanzt lange. Endlich wird sie ruhig. Doch da habe ich schon tief aufgeseufzt – und bald darauf schließen sich meine Augen wieder.

Ich lasse das kleine Männlein allein. Eine Weile beugt es sich verwundert über mich. Zuerst neckt es mich noch heiter, als nähme es alles für einen Scherz – dann sinkt es zum Fuß des Dochtes hinab und flackert dort mit einer kleinen, blauen Zunge.

Schließlich wird es auch dessen müde. Traurig verlischt es – und raucht noch lange, feierlich.

Abend

Es war ein dunkelblauer, frühherbstlicher Abend. Auf dem Großen Ring bewegte sich eine nicht eilende, festlich gekleidete Menge. An diesem Abend breitete sich die Melancholie über das fieberhafte Budapest aus.

Unter den Spaziergängern tauchten viele schöne blonde Frauen auf, die sich mit tränenfeuchten Augen an die Arme ihrer Männer klammerten. Wer wüsste, warum sie weinten. Einsame Straßenmädchen blieben während ihres Ganges plötzlich stehen, ließen den Kopf sinken oder starrten regungslos in die Flammen der eben entzündeten Laternen.

Der Lärm der Menschen verebbte.

Als schritte jeder langsam und behutsam dahin. Als zögen Seufzer zwischen den Steinen entlang, als wäre der Asphalt von Tränen benetzt… als trüge der stille, weiche Wind kräftige, traurige Melodien weithin. Und alle lauschten ihnen.

Die schönen blonden Frauen trockneten ihre Augen und schmiegten sich noch enger an ihre Männer. Die Kinder machten keinen Lärm, sie

blickten stumm und verständnislos um sich, einander an den Händen haltend.

In den Fenstern schimmerte ein mildes Licht auf und verging wieder. In den Kaffeehäusern saß hier und da nur ein Mensch, vor sich hin sinnend, und ließ seine Zigarette verlöschen. Aus den offenen Fenstern der großen, mehrstöckigen Häuser beugten sich junge Mädchen hinaus, mit beklommenem Hals, tief atmend.

Doktor Péter, Chefarzt des Sankt-Andreas-Krankenhauses, der langsam nach Hause schlenderte, blieb stehen. Er pflegte nicht, auf der Straße stehen zu bleiben oder überhaupt seine Zeit mit unnützen Dingen zu vergeuden. Einst hatte auch er sentimentale Neigungen gehabt, doch hatte er eingesehen, dass Rührseligkeiten viel Zeit rauben, und allmählich hatte er die Triebfedern seines Seelenlebens ausgewechselt.

Jetzt aber musste er stehen bleiben. Er nahm den Hut ab und seufzte tief. Das Laub der Bäume war längst gefallen. Es war Dezember, mit milder, fast frühlingshafter Luft, jedoch ohne den Duft, ohne den Rausch des Frühlings.

Dieser Tag war ein Erinnern der Erde und der Menschen: an den Frühling, an das Vergangene. Die

ganze große Straße entlang herrschte Stille, jenes gleiche, unaussprechliche Gefühl hatte alle gefangen genommen. Auch Péter konnte sich dem Zauber, der ihn umgab und unmerklich ergriff, nicht entziehen. Mit langsamen Schritten, vor sich hin blickend, setzte er seinen Weg fort.

Eine solche Stille lag auf der großen Straße wie in einer Kirche. Als hätten die Menschen gespürt, dass es nie wieder einen solchen Tag geben werde wie diesen. Dass sie einmal im Leben auch beten müssten; auch wenn es ihnen nichts nütze, so müsse es doch getan werden.

Er kam nach Hause. Er strich sich über die Stirn, ging durch die Wohnung, öffnete das Fenster des Sprechzimmers und setzte sich daneben.

Kennt ihr diese Abende? An denen die einfachen und kleinlichen Angelegenheiten des menschlichen Glücks zu gewaltiger Bedeutung anwachsen? Der allmächtige Wille schrumpft zusammen und wird schlaff. Unsere Seelen, an die wir nicht glauben, kriechen plötzlich irgendwoher in unseren Körper und lenken unsere Handlungen.

Leises Flügelschlagen ist in der Luft zu hören… Die Geister der Verstorbenen blicken überall umher.

Der Arzt fuhr zusammen. Es klingelte an der Tür. Er öffnete. Eine schwarze, schlanke Mädchengestalt glitt herein. Sie grüßte nicht. Auch der Mann sprach kein Wort.

Der Arzt erkannte sie.

Ein weißes Mädchengesicht und ein roter Mund wurden vor ihm lebendig. Er spürte den Duft eines schönen blonden Kopfes und erinnerte sich an eine schlanke, fast schmächtige, doch wunderbare Gestalt. Eine alte Angelegenheit, eine vergessene Liebesgeschichte, ein größer angelegter Flirt noch aus seiner Jugendzeit, der einst plötzlich abgebrochen war.

Und wie einst ergriffen sie einander bei der Hand.

Doch aus dem dunkelblauen, aufrichtigen, tränenvollen Abend wurde eine schwarze, geheimnisvolle, düstere Nacht. Die Kaffeehäuser verstummten.

Für einige Minuten war die Straße von Rufen erfüllt; dann wurde es wieder still. Eine gleichförmige, stimmungslose Ruhe trat ein. Von irgendwoher, von den Feldern, streifte der Morgenwind herein und ließ einige offen gebliebene Fensterläden klappern. Dann hörte man aus

mehreren Straßen das Rattern von Wagen. Schläfrige, umherirrende Mädchen klingelten an den Toren.

Die Lampen wurden ausgelöscht.

Plötzlich war es ein windiger, regnerischer Wintermorgen. Keine Spur mehr war von dem gestrigen Abend zu finden. Das Gras in den Parks war vom Reif bedeckt; die vereinzelten Blätter an den Bäumen riss der Wind herab. Kalter Regen durchnässte die Stadt. Die Arbeit machte sich klirrend, rufend, fröstelnd auf den Weg. In den Häusern stand man spät auf.

Doktor Péter erwachte mit heftigem Kopfschmerz. Nur verschwommen erinnerte er sich an den Abend. Er hatte ein seltsames Gefühl dabei, das er nicht hätte aussprechen können. Er gähnte tief und wandte, das Gesicht in die Kissen vergraben, sich zur Wand. Er verstand nicht klar, was geschehen war. Er wusste nicht einmal, worüber er eigentlich nachdenken sollte.

Ach, der Abend war vergangen, und es war ein kalter, regnerischer Wintermorgen!

Doch es blieb ihm keine Zeit, über all dies nachzusinnen, denn sein Diener meldete, dass das

Bad bereit sei und dass im Wartezimmer Patienten säßen.

Der Arzt zögerte noch einen Augenblick, ob er sich den Kopf über das Rätsel des gestrigen Abends zerbrechen solle, doch dann sprang er plötzlich aus dem Bett und ging ins Badezimmer.

Damit begann er sein gewohntes, genau geregeltes Leben, in dem jedes Ding seine bestimmte Zeit hatte.

Und er führte dieses Leben weiter wie zuvor. Als wäre jener Abend aus seiner Vergangenheit herausgefallen.

Der Winter verging. Für den Arzt Péter ebenso wie der vorige. Einige fachliche Abhandlungen erschienen von ihm in medizinischen Zeitschriften, einige klinische Neuerungen erprobte er an seinen Patienten. Die stählerne, harte Arbeit bereitete ihm eine gewisse beständige Freude; er genoss es, sich elastisch, lebendig, gesund zu fühlen. Bisweilen jedoch bemerkte er, dass ein Stimmungsmensch in ihm lauerte. Sogleich fasste er den Entschluss, diesen Tyrannen zu unterdrücken. Und es gelang ihm auch.

Doch eines Tages kam der Frühling. Ganz unerwartet. Und er durchwehte das große Budapest

mit wohlriechendem, lebensfrohem Hauch. In einer Woche schmolz er allen Schnee, in der zweiten lockte er jeden Grashalm aus der Erde hervor.

Auf den Straßen verkaufte man Veilchen, einige bleichgesichtige Menschen taumelten berauscht draußen auf den Feldern umher und tranken unersättlich die kalte, berauschende Frühlingsluft.

Am Nachmittag strahlte ein glänzender Sonnenschein. Den Sterbenden erschwerte und zugleich verschönte dieser herrliche, hoffnungsvolle Strahl das Hinscheiden, der viel Wärme, viel Frucht, viel Blütenduft verhieß. Wer hätte diesem Versprechen nicht geglaubt?

Dann senkte sich die Dämmerung.

Der übermütige Frühling glich nun einem jungen, sentimentalen Mädchen, das sich irgendwo zwischen den Bäumen verbirgt und leise weint, ohne den Grund zu kennen.

Der Wind legte sich. Milde, süße Luftwellen bewegten sich zwischen den hohen Häusern. Und auf dem Ring herrschte wieder Stille.

Doktor Péter blieb vor einem Haus stehen. Er stieg die Treppe hinauf. Er trat durch eine Tür, die man ihm in diesem Augenblick öffnete. Und sein

Mund haftete an zwei feuchten, kühlen Mädchenlippen, und heiße Tränen fielen auf sein Gesicht.

Der Frühling, das weinende, sentimentale Mädchen – draußen irgendwo, zwischen den großen, kahlen Bäumen, in der tödlichen Stille, lauschte.

Samstagabend

Samstagabend, o, das ist immer der schönste. Denn an diesem Tag gibt es kein warmes Abendessen – kein Fleisch, kein Gemüse, keine Mehlspeise, die man der Reihe nach essen muss –, sondern vielerlei Dinge. Und wir dürfen essen, was wir wollen. Zum Beispiel Tee, den die Großmutter im großen kupfernen Samowar auf dem kleinen Tisch neben dem Geschirrschrank kocht. Oder Eier: dann muss man Eva, der Köchin, sagen, wie viele man haben möchte. Oder kleine Fische, die Vater in einer Schachtel nach Hause bringt. Kurz, es ist alles herrlich. Auf dem Tisch steht in einer großen Schüssel geröstetes Brot, in einer anderen Butter und Quark, in einer dritten gekochte Kartoffeln.

Dann sind auch Vater und Mutter, als freuten sie sich mehr als sonst. Und auch sie, wenigstens glaube ich das, möchten wohl, dass es immer ein solches Abendessen gäbe, denn es ist viel, viel besser und lieber als die übrigen gewöhnlichen Abendessen der Tage.

Die Großmutter trinkt dann nur Tee. Sie kocht ihn dunkelrot, und während er zieht, brennt sie in

ihrer Tasse Zucker mit Rum an. Der Rum brennt mit lilafarbenen, rosigen Flämmchen und schlägt manchmal sogar über den Rand der Tasse hinaus, und die Großmutter legt ihre Brille ab und schaut lächelnd zu; dabei reibt sie Zucker an der Zitrone. Vater isst zuerst Fisch, dann aber lässt er Paprika, Salz, Pfeffer, Senf, Kümmel, Kapern und Petersilie bringen. Von allem nimmt er ein wenig, dazu viel Quark und Butter, und dann verrührt er alles mit dem dicken, silbernen Milchlöffel. Herrlich ist das, wenn man es auf Brot streicht. Ich und Dezső essen von allem der Reihe nach. Wir bitten Mutter, und sie gibt uns alles. Wenn Vater sagt: „Mir ist es gleich, aber diese Kinder werden krank werden“, dann antwortet sie: „Ach was, sie werden nicht krank, ich passe schon auf.“

Nach dem Abendessen zündet sich Vater seine Pfeife an. Ich hole sie aus der Ecke, Dezső bringt die Streichhölzer vom Schubladenschrank, und Eti das Tabaksieb. Vater stopft langsam die große, geschnitzte Meerschaumpfeife und zündet sie dann an. Wunderschöne blaue Rauchringe bläst er – für jeden drei; für mich auch, für Eti, für Dezső, und wenn wir bitten, auch für die Großmutter und für Mutter. Dann liest er Zeitung. Mutter nimmt aus

dem Schrank den „Ölzweig“ hervor und liest. Die Großmutter eilt in die Küche und nimmt den Speisekammerschlüssel mit sich.

Bald darauf kommt Julis herein. Sie bringt die Waschschüssel; das Wasser darin ist heiß. Man muss sich die Füße waschen. Gewöhnlich beginnt Eti. (Dezső und ich haben es darauf geschoben, dass zuerst ein Mädchen die Füße waschen müsse.) Julis seift uns die Füße ein. Es kitzelt, sie wäscht und spült sie, bis sie ganz sauber sind. Und währenddessen erzählt sie drei Märchen. Vom Eisenkopf, von den sieben Raben und von den Hexen. Am schönsten ist das letzte, das von den Hexen.

Inzwischen gehen Vater und Mutter ins Wohnzimmer. Sie tragen zwei Lampen hinein und öffnen das Klavier. Vater spielt, Mutter sitzt neben ihm. Dabei sprechen sie miteinander, und Vater küsst Mutter bisweilen.

Während Julis erzählt, höre ich auch die Musik; denn beides kenne ich gut. Es ist sehr traurige Musik, nur Vater und Mutter mögen sie. Wir nicht. Wenn Vater einmal etwas Fröhliches beginnt, dann springen wir gleich auf und tanzen im Bett. (Einmal haben wir dabei die Bettenfederung abgerissen, aber

das war nicht an einem Samstagabend; wäre es damals passiert, hätten wir keine Prügel bekommen.)

Dann trägt Julis die Schüssel hinaus, wischt die Pfütze vom Boden auf, und wir beginnen schon zu dösen. Aber man darf nicht gleich einschlafen. Mehrmals öffnen wir die Augen, denn der Sandmann ist noch nicht gekommen, und vorher kann man sowieso nicht gut schlafen. Es wäre auch schade, wo doch alles so schön ist. Die Lampe im Esszimmer leuchtet nur schwach ins Zimmer, weil wir die Tür anlehnen, und wir hören das Klavier gut. Doch bald kommt die Großmutter herein. Sie legt die Schlüssel auf den Geschirrschrank und gießt Wasser in das große Glas. Sie macht Zuckerwasser. Man hört, wie sie die Zuckerstücke aus der Zuckerdose nimmt. Man kann mitzählen, wie sie sie ins Glas wirft. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. (So viele nimmt sie immer.) Sie gießt Wasser darauf und rührt es mit einem Löffel um. Während sie es bringt, rührt sie immer weiter. Und dann bringt sie es an jedes unserer Betten und passt gut auf, dass keiner von uns mehr bekommt als der andere.

Jetzt kann man schlafen. Die Großmutter geht in ihr Zimmer und beginnt sich ebenfalls auszuziehen. Draußen öffnet sich die Küchentür. Juliska kommt herein. Auf einem Tablett bringt sie den Krug und die Gläser. Sie geht durch die Zimmer – die Gläser klingen leise, wenn sie aneinanderstoßen – und stellt das Tablett auf den Tisch. Dann geht sie wieder hinaus. Nach einigen Minuten bringt sie auch das Lämpchen. Auch dieses trägt sie in Vaters und Mutters Zimmer und stellt es auf den Tisch.

Und in diesem Augenblick ist der Sandmann schon da.

Vater hat gesagt, als wir es ihm zeigten, es sei der Schatten des Kruges. Und wenn man den Krug wegnahm, verschwand der Sandmann wirklich. Aber trotzdem ist es kein Schatten, sondern der Sandmann. Er ist wie eine Eule, und es ist gerade, als säße er auf dem Rand von Vaters Bett. Schrecklich ist es, ihn anzusehen, denn er ist groß, furchtbar und hässlich. Dann ziehen wir die Decken über die Ohren. Nur manchmal schlagen wir eine Ecke der Bettdecke zurück und schauen für einen Augenblick hinaus. Der Sandmann ist noch immer

da, ganz reglos. Er wartet, dass wir einschlafen, und schlafen muss man auch, denn er will es.

Wenn man darüber nachdenkt, wo der Sandmann am Tage ist, so kann man es nicht erraten. Und niemand weiß es. Das eine aber kann man gewiss sagen: Am Samstagabend ist auch der Sandmann fröhlicher als sonst. Schließlich ist am nächsten Tag Sonntag, und dann schlafen wir gewöhnlich länger, und darüber freut er sich. Er liebt es, wenn die Menschen viel schlafen. Wenn wir abends fühlen, als wäre Sand in unseren Augen, und die Lider deshalb schwer werden, so verursacht das der Sandmann. Wahrscheinlich hat er auch etwas mit dem Gähnen zu tun.

… Inzwischen beginnen Vater und Mutter im Wohnzimmer sich langsam zur Ruhe zu machen. Sie schließen das Klavier, löschen die Lampen und kommen langsam, einander umarmend, in unsere Zimmer. Ich höre gut, wie Vater später Wasser einschenkt, den Krug zurückstellt und trinkt.

Danach streckt sich der Sandmann an der Wand, wird länger und größer: nun muss jeder schlafen. Vater sagt:

– Morgen früh werde ich selbst auf dem Markt Blumenkohl kaufen.

Mutter antwortet ihm etwas, doch das ist schon nicht mehr zu hören. Dann geht Vater mit einer Kerze durch alle Zimmer. Er prüft, ob die Türen verschlossen sind, und kommt zurück. Dann bläst er die Kerze aus und legt sich ebenfalls ins Bett. Nun ist jeder schlafen gegangen. Der Sandmann, der riesige Sandmann, hockt am Bettrand, dicht an die Wand gedrückt, und wacht ernsthaft.

Sommerball

Drei Kellner eilen voraus, die Treppen hinauf, große Schüsseln tragend, vornübergebeugt. Ringsum an den Tischen wird bereits gespeist. Klare, gläserne Gartenkerzen brennen auf den Tischen, und – als würde im Orchester nur leise das Triangel geschlagen – so klirren Messer und Gabeln an den Tischen.

Gespräche sind kaum zu vernehmen, und in den reinen, kühl glänzenden Augen der Mädchen spiegeln sich die kleinen Kerzenflammen. Doch das sieht man nur, wenn man ihre Augen ganz aus der Nähe betrachtet; sonst meint man, ein verschleierter, rötlicher Schimmer liege über allem, der aus der Tiefe kommt. Vielleicht ist ein winziger Tropfen Blut auf die kristallklar glänzende Linse des Blicks geflossen. Vielleicht daher!

Ihre Lippen, die Lippen der Mädchen, sind noch bleich, und an ihren nackten, nervösen Hälsen zuckt zuweilen für einen Augenblick ein kleines Muskelchen. Und die Rücken und Schultern der Jungen erzittern davon, hierhin und dorthin. Als würden ihre Tränen aus den Augen durch den Hals

hindurch in heißen Tropfen gleiten und hinabsickern bis auf ihr Herz.

Und während die Musik in langen Läufen anschwillt, empfinden sie alle, Mädchen wie Jungen, dass die perlenden, sprühenden Klänge des Cimbaloms Schmerz bereiten und Qual überallhin verbreiten. Die Alten aber – ihre Eltern und jene, denen dies nicht mehr wehtut – blicken gleichgültig durch die Fenster des Tanzsaals hinein, wo uralte Bäuerinnen mit träger Biegung den Boden waschen. Stumm waschen sie den Boden.

Das Licht der Lampen schlüpft aus dem Saal hinaus und steigert den Schmerz, den die Musik ringsum geweckt hat… Den Mädchen, die jetzt mit tiefem, schwerem Atem aufschluchzen möchten, beginnen die Knöchel zu zittern. So sehr, dass man fürchten muss, die feinen, seidenen, durchbrochenen Strümpfe könnten beschmutzt oder zerrissen werden.

Auf den Gesichtern der Alten und jener, denen all dies gar nicht wehtut, flackert ein sanftes, heiteres Lächeln. Zufrieden streichen sie über die schneeweißen Tischtücher und wenden sich mit leisen Worten an die Mädchen in rosafarbenen Kleidern, die ihnen keine Antwort geben.

Aus dem Kleid des Mädchens in Rosa schleicht ein zarter, glasartiger Duft hervor, ein fieberhaft träumerisches Aroma, das an den Klang der Viola d'amore und an das ferne Schweifen blasser Schatten in der Nacht erinnert.

An den Tischen verstummt für einen Augenblick alles.

Die zerbrochenen, toten Herzen, die ringsum in der Erde begraben liegen, beginnen aufzuschluchzen, und ihr Schluchzen senkt sich wie ein feuchter, kühler Hauch vom See her – und von überallher – auf die Brust der Menschen.

Das weiße und rosafarbene Licht der Lampen aber schleicht erschrocken und müde in den Saal zurück.

Der schlanke Knöchel des Mädchens in Rosa setzt sich in Bewegung, mit langsamen Schritten über den Boden. Und viele schwarze und bunte Knöchel gleiten, schweben bereits über dem Boden. Jede Bewegung schmerzt so sehr wie eine verwelkte Erinnerung, wie eine verwelkte Teerose, wie eine Erinnerung mit dem Duft einer Teerose, auf die irgendwo, in einem kahlgeschlagenen Herbstwald gegen Abend, ein Mann stößt, der seine junge Frau verloren hat.

Im Haar des Mädchens in Rosa sehe ich eine Teerose. Die blassvioletten Töne des Cellos kreisen um sie, und die Rose leidet darunter so sehr wie ein weißleibiges, nacktes Mädchen, das von der Strömung eines tiefblauen Flusses ergriffen werden will.

Ein feiner Staub streut sich in die Luft, obwohl die Füße der Tanzenden lautlos und vorsichtig dahingleiten, und die Klänge huschen durch den Saal, als wäre alles an ihnen, was schlecht und nicht schön war, in die winzigen Staubkörnchen hineingesiebt worden. Und die bläulich golden schimmernden Partikel küssen sich in langen Wellen in der Luft, schwirren um die Lampen und dringen in die Instrumente ein.

Auf das Gesicht des Mädchens im rosafarbenen Kleid ist kein einziges Staubkorn gesunken. Kein einziges. Nicht ein einziges Körnchen.

Doch in ihrem Haar ist die Teerose verwelkt, und ihre leichten, schmalen Knöchel zittern. Sie zittern so, wie wenn eine Ahnung der Zukunft über den Wald hinweht und die jungen Bäume sich in Schauder und Furcht vor ihr neigen. Nur eine Blume regt sich nicht, tief im Dickicht, verlassen zwischen

viel Unkraut. Diese Blume ist verflucht, denn sie nährt sich von Menschenblut.

Der kleine weiße Schuh des Mädchens im Rosa ist blutig. Und die Teerose in ihrem Haar, auch die Teerose ist ganz verwelkt. Und auf ihrer weißen, weichen Stirn, auf ihrer warmen Stirn, ist ebenfalls ein kleiner, dunkelroter Blutstropfen. Wie heißt dieses Mädchen, und woher ist es gekommen? Denn die anderen Mädchen haben keine blutigen Schuhe. Und die anderen Mädchen haben kein Blut auf der Stirn. Wie heißt dieses Mädchen, und woher ist es gekommen? Woher könnte es gekommen sein?

Auf diese Frage weiß hier niemand Antwort. Und doch weinen die verwaisten Klänge des Cellos um die warmen Blutflecken auf den kleinen Schuhen des Mädchens. Und darum stehen auch Tränen in den Augen der beiden Jungen mit den traurigen, einander gleichen Gesichtern, die vorhin bleich und einander unbekannt hindurchgegangen sind und mit ihren Augen und Lippen die ganze Zeit die blutigen Schuhe betrachteten. Dann aber verschwanden sie plötzlich in den wirren, dunklen Tiefen der Kontrabassklänge.

Das Mädchen blickte sie nicht einmal an; nur die Teerose fiel aus ihrem Haar, wie ein zitternder,

aus der Ferne kommender Aufschrei, der durch ein dunkles Zimmer dringt. Ein Zimmer, in dem vorgestern jemand gestorben ist. Vielleicht ein altes, mageres Mädchen oder ein junger, jungfräulicher Knabe.

Doch wer ist dieses Mädchen?

Niemand weiß, woher sie gekommen sein mag und was sie will. Und warum ist ihr Schuh blutig?

Jetzt weiß ich, wer dieses Mädchen ist. Jetzt weiß ich, wer sie ist.

Ach – jetzt weiß ich, warum sie gekommen ist.

Der Frosch

Den Frosch hasse ich. Ich liebe alle Tiere, ich weiß, dass sie gleichermaßen erhabene Geschöpfe der Natur sind – doch vor dem Frosch empfinde ich einen entsetzlichen Ekel.

Ich will Ihnen sagen, warum. Obgleich mich schon bei der bloßen Erinnerung daran ein zitterndes Grauen befällt, mein Magen sich in schauderhafter Abscheu windet, vor meinen Augen und in meiner Kehle kalte, feuchte Kröten kriechen, in meinen Ohren eine froschschleimige Stimme quakt und in meiner Wirbelsäule ein krampfhaftes, eisiges Entsetzen auf- und niederläuft. Und ich werde heute Nacht nicht schlafen. Dennoch will ich Ihnen sagen, warum ich mich vor dem kleinen Frosch entsetze; warum meine Muskeln in tödlicher Erregung erstarren, wenn ich aus der Vergangenheit das blinzelnde, faulige Leuchten zweier Froschaugen in mein Gehirn hereinleuchten sehe.

Der Frosch ist das Tier, das die größten, bedeutendsten Augenblicke meines Lebens verursacht hat. Nur waren diese Augenblicke für mich nicht die des Glücks, sondern die des Grauens.

Ich weiß, Sie werden denken, dass all dies, was ich Ihnen erzähle, von einem armen, unglücklichen Menschen gesagt wird, dessen Augen getäuscht waren; ich weiß, Sie werden meinen Fall höchstens interessant finden. Doch ich bitte Sie: bedenken Sie, dass dies grausam wäre. Denn ich habe damals an Stelle von tausend Menschen jenes rasende, verdammte Grauen durchlitten, das unter Tausenden und Abertausenden im ganzen Leben keiner kennenlernt. Sie werden es nicht kennenlernen. Denken Sie es sich, und starren Sie mich nicht an, sondern fühlen Sie mit mir.

In einer regnerischen Aprilnacht fahre ich aus dem Schlaf auf. Ich wende mich auf die andere Seite und versuche weiterzuschlafen. Ich wälze mich, rücke das Kissen zurecht, doch der Schlaf will nicht kommen. Eine nervöse, fiebrige Erschütterung schleicht sich langsam in jedes Glied meines Körpers, und eine unbekannte Angst beginnt sich in der stillen Dunkelheit auf mich niederzusenken, während draußen der Aprilregen fällt und ich neben mir den Atem meiner Frau höre.

Ich fühle, dass diese unbekannte Angst mich immer mehr in ihre Gewalt bringt und dass es nirgends eine Abwehr gegen sie gibt.

Zuerst versuche ich, mich von ihr zu befreien; ich lese in Gedanken. Ich addiere und multipliziere Zahlen, zähle die Namen meiner ehemaligen Schulkameraden auf – vergebens. Die Angst wird immer stärker und dringt in jeden Tropfen meines Blutes ein; mein Herz schlägt heftig, ich fühle Druck im Kopf, und alles an mir ist kalt. Der Schweiß tritt mir auf die Stirn.

In diesem Augenblick aber trifft ein Laut mein Ohr. Ein Laut, der dem Weinen eines Kindes und dem Stöhnen eines gequälten Tieres gleicht. Ein Laut, bei dem mir das Mark im Schädel erkaltet und ein entsetzlicher, krampfartiger Schauder meine Wirbelsäule hinabfährt.

Ich horche.

Der Laut wiederholt sich. Immer stärker und stärker. Beim Hören ergreifen Schrecken und Qual jede Faser meiner Nerven. Ein heulender, klagender, rufender und drohender Laut, den ich bald in unendlicher Ferne, bald in unmittelbarer Nähe höre, als ströme er aus dem Holz meines Bettes und aus den Möbeln des Zimmers auf mich zu.

Als stöhne ein zu Tode gequältes kleines Kind. Als heule eine uralte Eule mit ausgerissenen Flügeln in die Nacht vom Vergehen.

Und der Laut verstummt nicht. Er hält kurze Pausen. Dann schwillt er wieder an, wird immer furchtbarer und schmerzlicher.

Mein ganzer Körper ist von kaltem Schweiß bedeckt. Ich springe aus dem Bett, zünde eine Kerze an und eile mit ihr von Zimmer zu Zimmer. Ich bleibe stehen. Ich lausche. Der Laut klingt einmal ferner, dann wieder näher. Zitternd und horchend eile ich immer wieder durch die Räume. Als käme der Laut aus der Küche. Und wirklich – als ich hinaustrete, erfüllt dieser stöhnende, höllisch jammernde, quakende Laut die ganze Küche.

Eilig beginne ich zu suchen, woher er kommt. Er kam aus einer Ecke, wo der Waschtrog stand. Ich nehme den Trog weg. Ich sehe dort ein Tier, etwa so groß wie eine kleine Katze. Zusammengekauert saß es da und wandte sich mit träger Bewegung mir zu.

Es war ein Frosch. Aber was für ein Frosch. Niemals zuvor hatte ich einen solchen gesehen. Haare bedeckten seinen Körper. Aus seinen Augen leuchtete ein grünliches Irrlicht. Sein Leib verbreitete einen Leichengeruch. Aus seinem widerwärtig großen Maul strömte unaufhörlich ein Strom entsetzlicher Laute. Als verrichte er auf Befehl einer höheren Macht seinen höllischen

Gesang. In dem Augenblick, da ich ihn erblickte, fiel mir etwas ein, bei dem mein Herz einen Moment lang stillstand.

In unserer Gegend ist der Glaube verbreitet, dass in dem Hause, in dem ein solcher haariger Frosch des Nachts erscheint, bald jemand sterben müsse. Damals hatte ich von mehreren solchen Fällen gehört. Ein Nachbar von uns – ein wohlhabender Bauer – erzählte mir, er habe mit eigenen Augen den verfluchten haarigen Frosch gesehen, und seine Tochter, die schöne achtzehnjährige Agnes, sei kurz darauf gestorben.

Damals hatte ich kein Wort davon geglaubt; schließlich glaubt der Mensch keine Märchen, und außerdem kennt die Naturkunde keinen solchen Frosch – warum also sollte ich es glauben.

Doch als ich diesem Frosch gegenüberstand, glaubte ich mit jedem Tropfen meines Blutes an seine schreckliche Bedeutung. Blitzschnell warf ich mich auf ihn und kniete mich auf seinen kalten, widerwärtigen Leib.

Er begann ein gewaltiges Brüllen, so tief und stark, dass ich es mit einem Pferdewiehern vergleichen könnte. Ich erschrak, meine Frau könnte davon erwachen. Ich packte also das Tier und

schleuderte es mit aller Kraft auf den steinernen Küchenboden. Es schlug auf wie eine Eisenkugel, und plötzlich, wieder auf die Beine gekommen, setzte es mit einem meterweiten Sprung in die Ecke davon. In meiner Hilflosigkeit begann ich es hin und her zu treten und ließ nicht zu, dass es sich aufrichten konnte. Ein grüner Krötensaft spritzte aus seinem Körper, und diese zähe, stinkende Flüssigkeit bezeichnete seinen Weg. Während ich mir so Zeit zum Nachdenken verschaffte, erblickte ich die Holzfälleraxt und beschloss, mit ihr das Ungeheuer zu vernichten. Ich trieb es also in die Ecke, wo die Axt stand, dann ergriff ich das Werkzeug, um rasch mit dem Frosch ein Ende zu machen. Ob ich Zeit verlor oder wie es kam, weiß ich nicht, aber die Kröte kam wieder auf die Beine und sprang blitzschnell auf mich los, gerade an meinen Hals, und biss mich.

Sie hatte Zähne.

Ich schüttelte sie ab und packte sie fest. Wieder kniete ich mich auf sie; erneut ließ sie jenen starken, wiehernden Laut hören. Dann schlug ich mit dem Axtkopf auf ihren Kopf. Grünes Blut spritzte mir ins Gesicht, und ich fühlte, welche ungeheure Anstrengung das hilflose Tier machte, um zu

entkommen. Ich schlug wieder, ich hieb. Ich zerstückelte es. Ich schlug ihm die Beine ab, den Kopf, so dass am Ende nur noch eine formlose, schleimige, stinkende, grüne Masse vor mir lag.

Als ich meine entsetzliche Arbeit vollendet hatte, atmete ich auf; ich hatte das Gefühl, als sei es mir vielleicht gelungen, die Meinen vor der drohenden Todesgefahr zu bewahren. Zitternd, frierend, doch erleichtert ging ich ins Schlafzimmer zurück. Meine Frau schlief still, mit ruhigem Atem. Auf ihrem blassen Gesicht schwebte ein leises Lächeln. Ich trat zu ihr, küsste sie, worauf sie leise seufzte. Eine Weile betrachtete ich in bangem Gefühl ihr Gesicht, dann versank ich in einen müden, tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen früh, als ich erwache – denn ich bin ein Frühaufsteher –, fällt mir erschrocken ein, dass ich den Kadaver des Frosches, die blutige Axt und die Spuren des nächtlichen Kampfes vergessen habe zu beseitigen. Ich springe aus dem Bett und eile in die Küche, um – wenn möglich – noch zu verhindern, dass die Dienstboten oder die Kinder etwas sehen oder erfahren.

Zu meinem Erstaunen war keinerlei Spur von irgendetwas zu finden. Die Axt stand an ihrem

Platz. Die Steine der Küche waren sauber, das Dienstmädchen war noch nicht aus der Kammer gekommen.

Sie werden jetzt sagen, ich hätte geträumt. So mögen Sie denn wissen: meine Frau lag zwei Wochen nach diesem Tage aufgebahrt da.

Die Bekehrung des Dichters

Der junge Dichter führte jahrelang ein sehr schlechtes Leben. In seiner Halbwüchsigkeit glaubte er, dass man ohne die Erfahrung der Liebesglückseligkeit keine Gedichte schreiben könne – und deshalb bemühte er sich auf jede erdenkliche Weise, die Liebe kennenzulernen.

Von da an lebte er ein überaus selbstsüchtiges und unmoralisches Leben. Bei Tisch aß er möglichst viel, und nachdem er Nietzsche gelesen hatte, ging er sogar so weit, dass er, noch ehe sein Vater und seine Mutter zugriffen, mit bloßen Händen in die Schüssel fuhr. So befriedigte er seinen gierigen Appetit, dem er keine Grenzen setzen wollte. Er glaubte nämlich, dass dies der einzige Weg und die einzige Möglichkeit sei, ein großer Mensch zu werden.

Als er dann auch Ibsens Drama Gespenster gelesen hatte, brachte er es so weit, dass er täglich den Hausarzt aufsuchte und eine eingehende Untersuchung verlangte, weil er der Ansicht war, dass, sollte ihn etwa eine tödliche Krankheit

befallen, diese um jeden Preis im Keim erstickt werden müsse.

Daraus können wir ersehen, dass unser junger Dichter in einer eigentümlichen, heutzutage übrigens gar nicht mehr ungewöhnlichen Form des Egoismus lebte. Auf Bällen tanzte er nicht, doch küsste er die Mädchen in der Garderobe; Christus kritisierte er bei mehreren Gelegenheiten laut als Utopisten und als Feind der Kunst des Lebens und brach den Stab über dessen philosophisches System. Man würde es kaum glauben – wüsste man nicht, dass unser Mann jung, Dichter und neurasthenisch war –, dass sich all dies eines Tages von Grund auf veränderte.

Er nämlich geriet in ein vegetarisches Restaurant, in dem Theosophen verkehrten. Ja, Theosophen: langhaarige menschliche Wesen mit langen Bärten, glänzenden Augen und Sandalen. Junge Männer mit stürmischer Vergangenheit, die den Genüssen der Welt entsagt hatten, Himbeersirup tranken, Spinat aßen und sich über das Evangelium unterhielten.

Im Raum verbreitete sich ein milder Milchgeruch…

Niemand wird sich wundern, wenn ich sage, dass der junge Dichter nach einer halben Stunde mitten unter ihnen saß, gelobte, den anregenden Mitteln zu entsagen, fortan keine Frauen mehr anzusehen, ein leidenschaftsloses, reines Leben zu führen und früh aufzustehen. In seinem Ohr klang ein neues Gedicht, dessen erste zwei Zeilen so lauteten:

Weiße Lilien duften aus der Ferne,
Weihrauchfriede schwebt über die Ebene.

Die Zigaretten, die er in der Tasche hatte, verschenkte er auf der Straße an Zeitungsjungen, und er philosophierte dahin, dass Veränderungen eintreten müssten, weil das Leben sonst unerquicklich und unerquicklich sei. Am Abend ging er nicht in die Kaffeehausgesellschaft, legte sich um zehn Uhr schlafen und deckte sich nur halb zu – während er sich sonst bis über die Ohren zu bedecken pflegte –, all dies zum Zwecke der Übung in Selbstverleugnung. Noch vor dem Einschlafen fasste er den Entschluss, am Morgen sämtliche bisher geschriebenen Gedichte zu vernichten, die einem hedonistischen Weltbild verpflichtet waren.

Am Morgen jedoch wurde er von einem Setzer geweckt, der einen Brief des Redakteurs brachte. Der Redakteur schrieb, er solle das Gedicht, das bereits im Voraus bezahlt worden sei, unverzüglich einsenden. Der junge Dichter ließ den Setzer herein, setzte ihn nieder und versuchte, noch im Nachtgewand, in dem er war, das oben erwähnte Liliengedicht zu schreiben. Es gelang ihm nicht. Nach einer halben Stunde Qual zog er ein altes Gedicht aus der Schublade hervor, das so begann:

Delila, so heiß sind deine Arme…

Dieses schickte er ein.

Eine Zeitlang empfand er Gewissensbisse, doch dann rief er in der Druckerei an und ließ unter das Gedicht das Datum setzen, wobei er daran dachte, dass der Literaturhistoriker einst so über ihn schreiben werde: „Seine Dichtung lässt sich in zwei völlig getrennte, ja einander entgegengesetzte Perioden einteilen. Zur ersten gehören jene Gedichte des Dichters, die er von Anfang an bis zum März des Jahres 19.. verfasst hat; sie sind dämonisch, leidenschaftlich. Die übrigen kennzeichnet die

erhabene, man könnte sagen spiritualistische Weltanschauung seiner zweiten Periode.“

Noch am selben Vormittag traf er Irén, ein kleines Chormädchen, mit dem ihn außerordentlich zärtliche Erinnerungen verbanden. Er wollte diese Bande zerreißen und blieb vor einem Schaufenster stehen. Doch Irén bemerkte ihn. Und mit ihren kleinen rosigen Händen, die nur selten Handschuhe trugen, hielt sie ihm von hinten die Augen zu. Der Dichter war kalt wie ein Eiszapfen – aber er musste mitgehen.

Sie gingen in die Kossuth-Straße spazieren. Irén ließ sich von ihm Zucker kaufen und hängte sich in seinen Arm. Er jedoch wies dies zurück und erzählte ihr, dass er ein sittliches Leben beginnen werde, und empfahl ihr dasselbe. Besonders ausführlich sprach er von den Freuden eines leidenschaftslosen Daseins. Irén, die ein kluges Mädchen und Impressionistin war, sagte, dass dies alles sehr schön sei, und gab zu, dass das Leben so tatsächlich mehr wert sein könne. Sie ging auch mit dem Dichter zu den Vegetariern essen und hörte sich den Vortrag eines bärtigen Professors über das „natürliche Leben“ an. Das gute Mädchen war tatsächlich von den schönen Ideen durchdrungen.

Nach dem Essen gingen sie spazieren und sprachen unablässig von der Besserung. Irén richtete vor einem Schaufenster sogar ihren Rembrandt-Hut gerade, den sie noch am Morgen, in der Atmosphäre einer anderen sittlichen Welt, kokett schräg aufgesetzt hatte. Es war alles sehr schön. Am Nachmittag, auf einer Bank der Andrássy-Straße (die Sonne fiel auf das Papier), vollendete der Dichter sein Gedicht, das mit den Lilien begann, und das Irén so gefiel, dass sie den Dichter dort auf offener Straße – auf die Stirn – küsste.

Gegen Abend machten sie sich auf den Heimweg. Es war sehr warm in der Dämmerung, und Irén sagte, sie möchte jenes Lied hören, zu dem der Dichter auch die Musik geschrieben hatte und das den Titel „Berauschter Abend“ trug. Der Dichter setzte sich an sein Klavier und begann, als hätte er mit einem vergangenen und schlechten Lebensabschnitt nichts mehr zu tun, gleichgültig zu spielen. Irén jedoch sang und verlangte das Lied noch einmal. Danach umarmte sie den Dichter und küsste ihn auf den Mund mit einem Kuss, unter dessen Wirkung der Dichter einst sein Gedicht „Die Mysterien“ geschrieben hatte.

Irén verstand es schrecklich gut zu küssen. Und draußen senkte sich die Dämmerung.

Wozu soll ich weiter erzählen. Danach gingen sie ins Continental zum Abendessen. Unterwegs machten sie noch einen Umweg zum großen Tabakladen, und der Dichter kaufte sich auch ein kleines Bier für nach dem Essen.

Der Chirurg

In dem drittklassigen Vorstadtcafé – das ich eine Zeitlang besuchte – fiel mir von Anfang an der Chirurg auf. Er trug ständig einen schwarzen, ins Grüne verblichenen, aber sauberen Gehrock. Zu seinem blassen Gesicht passten besonders gut sein zerzauster, ins Grau spielender kastanienfarbener Schnurrbart und seine großen, tief liegenden schwarzen Augen. In diesen Augen – als wären sie immer tränenfeucht – lag ein eigentümlicher, nächtlicher, bohemienhafter Glanz. Er sprach leise, fast flüsternd, wie es Ärzte bei Konsilien zu tun pflegen. Selbst bei den belanglosesten Gesprächen, die er mit den Cafébesuchern über den Inhalt der Zeitungen führte, blickte er seinem Gegenüber tief in die Augen. Als interessiere ihn der andere ungemein. Seine Meinung äußerte er stets in so vollkommenen, wohlgefügten Sätzen, als erteile er seinem Patienten eine Verordnung. Die vornehme Eleganz dieses abgetragenen Menschen wirkte auf mich ähnlich wie jene verblichenen, doch überaus feinen Samtstoffe, die ich in alten adeligen Schlössern gesehen habe.

Ich fragte den Kellner:

– Wer ist dieser Herr?

– Ein Arzt. Früher war er Chirurg. Seit anderthalb Jahren kommt er hierher.

Einmal hörte er, wie ich eine medizinische Zeitschrift verlangte. Er sprach mich an. Er lobte den ärztlichen Beruf und erkundigte sich nach der Universität. Wir unterhielten uns, und dabei verriet er ein großes Wissen. Besonders fielen mir einige psychophysische Dinge auf, die ich nirgends gelesen hatte. Sehr fesselte mich jene scharfsinnige und zugleich zur Phantasie neigende Detailfreude, mit der er selbst über ganz unbedeutende Dinge mit großem Interesse sprach. Ich staunte, wie sehr er mit den Umständen zu rechnen verstand, wie sehr er sich mit dem Leben abzufinden wusste und wie wohl er sich darin fühlte. Doch bald verabschiedeten wir uns nach dem Nachmittagskaffee. (Ich hatte es eilig.)

Einmal geriet ich spät in der Nacht in das Café. Er saß an einem Tisch. Er saß allein und trank.

Das Glas Absinth führte er mit einer so gierigen Wollust an den Mund, mit einem so langsamen, sparsamen Genuss – die Augen geschlossen – trank er den grünen Branntwein, dass

kein Zweifel möglich war: auch der Chirurg war ein Trinker. Und zwar ein stiller, leidenschaftlicher Alkoholiker, ein Verlorener, der geradenwegs auf das Delirium tremens zuging. In diesem Augenblick wurde mir das eigentümliche Leuchten seiner Augen, seine begehrenslose Lebenslust, seine kleinliche Scharfsinnigkeit mit einem Schlag verständlich. Dieser Mensch war einst nicht so gewesen, konnte nicht so gewesen sein. Der Alkohol hatte ihn verändert.

Als er mich erblickte, fuhr er zusammen. Ich sah ihm an, dass er sich vor mir – vor einem Kollegen – schämte. Er winkte mich heran; ich ließ mir sogleich ebenfalls Absinth bringen, worauf seine Verlegenheit schwand. Bald bemerkte ich, dass dieser Mensch sich heute aussprechen wollte. Nach zehn Minuten war er schon mitten in seiner Rede.

… Denn was ist die Hauptsache, mein Herr Kollege? Warum quält sich der Mensch? Und warum isst er? Warum liebt er? Und warum freut er sich? Um des Lebens willen. Nicht wahr, es ist lächerlich – etwas, das einmal ein Ende hat. Das vergeht. Aber warum vergeht es? Was ist die Ursache, die verhindert, dass der Gelehrte seine

Arbeit vollendet, der Künstler seine Entwürfe ausführt, die Väter ihre Kinder aufziehen? Ich habe erkannt, was es ist. Die Sache ist unendlich einfach. Warum vergeht die Zeit? – das ist die erste Frage.

Hören Sie zu. Zunächst einmal: nicht die Zeit vergeht, sondern wir. Das ist nichts Neues. Das wusste schon Kant. Zeit gibt es nicht. Aber wir besitzen einen Punkt des Wissens. Das Bewusstsein, dass unser Körper sich abnutzt, dass unser Gehirn verkümmert, dass die Krankheit tötet… dass es Zeit gibt. Und doch sage ich: Zeit gibt es nicht.

Woher haben wir diesen lebenszerstörenden Standpunkt? – das ist die zweite Frage.

Nun, es ist ein vorläufiges Überbleibsel der Entwicklung des Gehirns.

Die Embryologie liefert uns Analogien in Hülle und Fülle. Der Mensch hat bekanntlich, als er aus der Reihe der Altweltaffen heraustrat, die Natur hinter sich gelassen. Sein Gehirn begann sich kräftig zu entwickeln. Auf unbekannte Weise erwarb er Dispositionen, durch die er das Ich und die Welt aus ganz neuen, sagen wir: höheren Dimensionen zu betrachten vermochte als zuvor. Vielleicht hat gerade dieser neue Blickwinkel das psychische Glück des Menschen verdorben. Vielleicht ist auf

diese Weise die Vorstellung der Zeit in das menschliche Gehirn gelangt. Vielleicht ist es eben dieser Standpunkt – relativ unvollkommen und absolut höher, jedenfalls aber ein vorübergehender Anschauungspunkt –, aus dem wir jenes Natururteil schöpfen, dass die Zeit vergehe. Ich sagte: vorübergehend. Das bedarf keiner Erklärung: Entwicklungsreste verschwinden allmählich. So sind wir dahin gelangt, dass die Zeit sich auf die Menschheit gelegt hat. Und hier brachen über uns der Tod herein, die Degeneration des Alters, das Übel, der Schmerz.

Es ist eine schwere Sache. Das Gift der Zeit hat sich in unsere Philosophie, in unsere Kunst, in unsere tägliche Rede hineingefressen. Sobald der Mensch aus der Kindheit herauswächst, wird der Gedanke an die Zeit zu seinem Begleiter und verlässt ihn nicht bis zur Stunde des Todes. Schopenhauer schrieb Die Welt als Wille und Vorstellung, Shakespeare das „Sein oder Nichtsein“. Der Zeit verdanken wir auch die fünfte Symphonie, Beethovens Schicksalssymphonie – in deren totentanzähnlichem Thema wir das unerbittliche Verfließen der Sekunden hören. Und doch drückt all

dies nichts anderes aus als das Seufzen ganz gewöhnlicher Menschen: „Ja, wir werden alt!“

Und hier halte ich ein Argument in der Hand. Ich sagte, dass diese Zeitvorstellung erst nach der Kindheit zu der verhängnisvollen Brille unseres Denkens wird. Und so ist es in der Tat. Das kleine Kind leidet überhaupt nicht unter dem Vergehen der Zeit. Nicht nur deshalb, weil sein Körper elastisch und stark ist und seine Gedankenwelt von anderem erfüllt wird, sondern vor allem, weil es auf einer niedrigeren Stufe der geistigen Entwicklung steht. Bekanntlich besitzt der werdende Mensch im embryonalen Leben einen einfachen Blutkreislauf, hat Kiemen – kurz, er durchläuft die vorangehenden Stadien der Artentwicklung. Wenn er aber zur Welt kommt, ist all diese Ursprünglichkeit verschwunden – sagen wir: vom Standpunkt der menschlichen Art aus eine Unvollkommenheit, die für ihn nur ein Weg war, um zu jenem relativen Entwicklungsgrad zu gelangen, auf dem der heutige fertige Mensch steht. Doch auch von hier aus gibt es Entwicklung. Es wird eine Zeit kommen, da der Mensch bereits im embryonalen Leben jene Stadien durchlaufen wird, in denen sich heute das kleine Kind, ja selbst der fertige Mensch befindet. Eben ein solcher geistiger

embryonaler Zustand ist der Zustand des Kindes, das mit der Zeit nicht rechnet. Doch sehen wir, was geschieht, sobald sich seine Psyche entfaltet: schon wird sein Gehirn von der Zeit umsponnen. Und er vermag sich nie mehr von ihr zu befreien. Dieses Stadium der geistigen Entwicklung beginnt beim europäischen Menschen zwischen dem vierzehnten und zwanzigsten Lebensjahr. Es ist nicht schwer einzusehen, dass eine Zeit kommen wird, in der der Mensch auch über diese Periode bereits in der Kindheit, ja sogar im embryonalen Zustand hinweggehen wird. Dann wird es gut sein. Aber bis dahin, bis dahin! … und hier müssen wir innehalten. Die Medizin ist dazu berufen, dieses Leiden, diese physiologische Krankheit vom Menschengeschlecht abzuwenden. Gerade in unserer Zeit erhebt sich diese Frage mit elementarer Gewalt, da der Gedanke an die Zeit die Menschen mehr beschäftigt als je zuvor. Den Sohn des zwanzigsten Jahrhunderts vermag selbst das fieberhafte Rennen um den Lebensunterhalt nicht davor zu bewahren, in diesen Wahnsinn der Traurigkeit zu verfallen.

Hier muss gehandelt werden, mein Herr. Die Chirurgie ist in ähnlichen Fällen nicht dazu verdammt, mit verschränkten Armen dem Leiden

verursachenden physiologischen oder pathologischen Phänomen zuzusehen. Wenn der Zeitwahn einst nicht vorhanden war und jetzt vorhanden ist, dann muss er zweifellos auch seinen Ort im Zentrum haben. Doch das ist nur eine Annahme, die ich gar nicht nötig habe. Denn hier stehe ich. Ich, der ich wissenschaftlich das Substrat dieser Seelenentwicklung – eben als Substrat – nachweise. Ich beweise es. Ich finde seinen Ort im Mark, im Gehirn. Ich verkünde die Möglichkeit und die Notwendigkeit eines chirurgischen Eingriffs. Schließlich mache ich das Verfahren selbst öffentlich, das heißt, ich führe die Operation durch und trete mit ihr vor den Richterstuhl der Wissenschaft.

Ich habe die Zeit im Gehirn gefunden. Äußerlich unterscheidet sie sich nicht von den übrigen Gehirnzellen, und doch ist sie der Sitz der Krankheit, des Elends, der sinnlosen Trauer über das Vergehen. Beim einen Menschen ist sie in größerer Masse vorhanden als beim anderen. Wie ein Polyp streckt sie ihre Fortsätze, ihre Ranken, ihre Äste in das frische, gesunde Mark hinein: also in jeden einzelnen Moment unseres Denkens.

Freilich steht vor dem Operateur eine gewaltige Aufgabe. Und doch ist sie einfach. Man muss nur wissen, was man schneiden soll. Ich weiß es – und ich werde meine Entdeckung einem Menschen anbieten, der sich um jeden Preis von der Zeit befreien will, den der Gedanke an das Vergehen bedrückt und niederdrückt. Ich werde ihm helfen.

Ich miete einen riesigen Saal als Operationsraum. Zum Bersten gefüllt mit Publikum. In der Mitte errichten wir den Operationstisch. Drei Assistenten sind mit den Vorbereitungen beschäftigt. Im Saal drängen sich die Größen der Wissenschaft und des Geldes, gemischt mit armen Leuten. Endlich verstummt das Geräusch. Ich lege den Kittel an, lasse mir Gummistiefel über die Füße ziehen. Ruhig wasche ich mir die Hände, gebe den Befehl: Beginnen Sie mit der Narkose. Ich binde die Schürze um, ziehe die Handschuhe an. – Schläft er? – Gut! – Ist der Puls in Ordnung? Richtig! Ich taste den Kopf ab. Langsam setze ich einen Schnitt vom Hinterhaupt bis zum Ohransatz. Das Publikum verfolgt atemlos jede Bewegung. Operngläser richten sich auf mich. Ich stille die Blutung. Ich löse Haut und Muskeln auf eine halbe Handbreit ab. Raspatorium an das Periost! Ich bin am Knochen.

Das Meißel, bitte! Ich schaffe die Öffnung, klappe die Knochenlamelle auf. Ich bin bereits an der Hirnhaut. Vorsichtig schneide ich sie durch. Ich lege sie zur Seite und dringe mit der Hand in eine der Furchen ein – in welche, das weiß ich – und hole die Zeit heraus.

Ich löffle einfach das verfluchte Wespennest des menschlichen Kummers aus. Zwei Minuten – und alles ist vollbracht. Die Zeit-Zellen lasse ich auf einem Tablett herumreichen. Dann vernähe ich die Hirnhaut, setze die Knochenplatte wieder ein. Ich unterbinde die Gefäße. Ich vernähe das Periost. Dann Muskel- und Hautnähte. Ich verbinde die Wunde. Ich bin fertig und wecke den Menschen. (Der Chirurg erhob sich nun vom Stuhl und fuhr fast schreiend fort.) Das ist der Mensch der Zukunft, der wahre neue Mensch, der mit seinem frischen, reinen Gehirn die Geheimnisse des Heute, die Wahrheiten des Morgen entschlüsselt. – Er erinnert sich an alles genau, denn die Tatsachen vergehen für ihn nicht mehr, sondern stehen im Bewusstsein nebeneinander wie gleichrangige Kräfte. Das Publikum jubelt, applaudiert. Ich werfe die Schürze ab und verneige mich in meiner grauen Alltagskleidung. Das Glück

der Menschheit spricht zu mir in einem Aufschrei der Freude.

Die Wunde heilt in drei Tagen. Warum in drei Tagen? Sie ahnen es nicht, mein Herr Kollege? Und doch ist es ganz einfach.

Es gibt ja keine Zeit mehr! All jene geistige Energie, die uns der stille Wahnsinn des Vergehens raubt, bleibt uns erhalten – in Gestalt ungeheurer Lebensenergie.

Und alle Fürsten der Welt werden zu mir kommen, damit ich die Operation an ihnen vollziehe. – Es tut mir leid, meine Herren, die armen Leute haben sich früher gemeldet, und mit ihnen muss ich ohnehin zuerst fertig werden, denn ihr Fall ist schwerer. Die Kaiser werden natürlich warten.

Einfach ist meine Erfindung, nicht wahr, Herr Kollege? Es hat sich wahrlich gelohnt, darüber nachzudenken.

Doch bis die Zeit des chirurgischen Eingriffs gekommen ist, besitzen wir noch ein vorübergehend wirksames internistisches Mittel gegen die Zeit. Es ist der Absinth. Ein rein symptomatisches Heilmittel. Lange wird man es ohnehin nicht brauchen, denn das chirurgische Verfahren ist

radikal und vorzüglich. Leben Sie wohl, lieber Herr Kollege!

Der Tod des Zauberers

Der Zauberer, ein Mann unter dreißig, dessen Gesicht vom vielen Opium, von Zigaretten und Küssen bereits ganz traurig, zerfurcht und zugleich kindlich geworden war, lag am Aschermittwoch in den frühen Morgenstunden im Sterben. In einem Ballsaal oder bei einem Festmahl – ich weiß es nicht. In einer kleinen Nische saß er, arm und allein. Es konnte kein Zweifel bestehen, dass er, ehe die Sonne aufging, schon ausgestreckt daliegen würde, und er selbst sah dies wohl ein. Es machte ihn nicht traurig.

Freilich versuchte er noch allerlei Zaubereien – zuletzt sogar an sich selbst, was schon das größte Wagnis ist –, doch es gelang ihm nichts, und im Morgengrauen des Aschermittwochs musste er, mit einem hässlichen, großen Misserfolg, sein Leben beenden. Er ließ sich neben dem Tisch rücklings auf zwei Stühle fallen und schloss die Augen.

Sein Vater, ein freundlicher, kräftiger, breit schultriger Mann, kam als Erster. Kaum ergraut noch und von festem Gang.

– Ich habe dir gesagt, dass das Opium dir zum Verhängnis wird. Dass es dich zugrunde richten wird. Sieh mich an, ich bin fünfzig Jahre alt. Ich habe anders gelebt. Ganz anders.

Seine Mutter, eine bleiche, längst verstorbene Frau, bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch und umarmte schluchzend den Kopf des Zauberers.

– Warum hast du, mein Sohn, nicht ordentlich leben wollen! Heiraten. Nun gehst du zugrunde wie ein streunender Hund. Deine Frau würde dir die Augen zudrücken! Ich kann es, siehst du, nicht tun, denn ich bin tot. Wo sind jetzt all die Frauen, die dich geliebt haben?

– Ich habe keine von ihnen geliebt – sagte der Zauberer. – Außerdem fehlte nur noch, dass ich vor Frauen sterbe.

Die Großmutter des Zauberers, eine alte Frau mit Haube und Brille, tappte langsam heran. In der einen Hand trug sie ihr Spulrad, in der anderen den kleinen Kanarienvogel im Käfig. In ihrer Tasche hatte sie ein Strickzeug, einen Strumpf, der für den Zauberer bestimmt war.

– Ich werde dich baden, und noch heute wird der neue Strumpf fertig sein, in dem man dich begraben wird.

Die Großmutter liebte den Zauberer sehr. Vielleicht am meisten von allen ihren Enkeln. Verzweifelt weinte sie, so sehr, dass man ihr sogar die Brille abnehmen musste. Doch sie konnte nicht bleiben, denn viele Frauen drängten sich um den Zauberer, die erst vor Kurzem eingetroffen waren.

– Jenseits des Grabes werden wir uns wiedersehen – sagte die Großmutter, klemmte sich das Spulrad und den Vogelkäfig unter den Arm und ging betend fort.

Die Frauen umschritten den sterbenden Zauberer auf Zehenspitzen, betrachteten ihn genau, und wer etwas dazu einfiel, sagte es auch. Zum Beispiel:

– Dem Armen werden bald die blauen Augen glasig werden.

– Und von seinen feinen, weiblichen, schmalen Händen werden die schönen Nägel abfallen.

– Verzeihung – sagte die Dritte –, er hatte sein ganzes Leben lang braune Augen.

– Und breite, männliche, große, muskulöse Hände!

– Mit welch feuriger Kraft konnte er umarmen!

– Irrtum, er umarmte immer sanft und zart, wie eine Frau.

– In seinem Schoß war es so sicher und bequem, dass ich tagelang darin hätte sitzen können.

– Mich hat er niemals auf den Schoß genommen. Er saß immer auf meinem Schoß.

– Er war ein gerader, wortkarger Mann, er konnte so zornig werden, dass wehe dem, der ihm in die Hände fiel.

– Sie irren, gnädige Frau, er war ein freundlicher und liebenswürdiger Mann, und ich habe ihn nie laut sprechen hören.

So sprachen die Frauen über den sterbenden Zauberer, je nachdem, wie er sich jeder einzelnen gezeigt hatte und wie er mit jeder anders und anders umgegangen war.

– Gehen Sie fort – sagte der Zauberer. – Seien Sie so freundlich und gehen Sie, Ihre alten Gesichter wirken unangenehm auf mich, und im Übrigen bringt man bereits meinen Sarg.

Und tatsächlich brachte man ihn. Es war ein schöner Metallsarg. Der Vater des Zauberers hatte ihn für zweihundertfünfundzwanzig Gulden bestellt; die Galanterie lag in der Familie.

– Mein Sohn kostet mich viel Geld – sagte er zum Bestattungsunternehmer. – Dennoch will ich es wagen, er soll ein schönes Begräbnis haben.

Der Zauberer kämmte sich nun rasch mit seinem kleinen Handspiegel, ordnete seine Lippen zu einem spöttischen Lächeln – eine Pose, in der er sich besonders gefiel –, dann schickte er einen kleinen Jungen nach einem frischen Kragen und neuen Manschetten. Währenddessen prüfte er das Leichentuch und trennte mit seinem Taschenmesser die silberne Spitzenverzierung davon ab, da er sie unerquicklich geschmacklos fand. Inzwischen waren Kragen und Manschetten gebracht worden. Er wechselte sie hastig, stieg in den Sarg und wollte sich, leise vor sich hin pfeifend, auf das schwarze Seidenkissen niederlegen. In diesem Augenblick kam ein Mädchen, mit einem kleinen Tuch auf dem Kopf, herbeigeeilt, errötet und tränenüberströmt.

Der Zauberer stützte sich auf den Ellbogen, denn ihm fiel ein, dass dies das einzige Mädchen gewesen war, das er in seinem Leben geliebt hatte. Er wunderte sich ein wenig, denn es war lange her, fünf oder sechs Jahre – und das Mädchen hatte sich nicht verändert. Sie trug einen kurzen Rock, ihr junges, süßes Gesicht war nicht gealtert wie das der anderen Frauen.

– Endlich eine junge Frau – begrüßte der Zauberer das Mädchen. – Es überrascht mich

angenehm, dass ich vor meinem Tod noch ein schönes, junges Mädchen sehen darf.

Das Mädchen verabscheute ihn wegen dieser unangenehmen und gekünstelten Bemerkung nicht, sondern beugte sich zu ihm, umarmte ihn und begann ihn anzuflehen, aufzustehen.

– Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!… – sagte der Zauberer mit bitterem Lächeln, obgleich er schlecht Deutsch konnte und den Faust niemals im Original gelesen hatte. Doch wurde er weich und küsste das Mädchen auf den Mund.

– Nun geh, mein Kind – sagte er dann –, das genügt mir. Geh, du bist jung und schön, und draußen gibt es gewiss tüchtige Männer genug. – Damit legte er sich zurück und betrachtete lächelnd, fast genießend das tränenreiche Gesicht des Mädchens und ihre süßen goldenen Augen. Nach einer Weile sprach er wieder:

– Ich sehe ein, dass es besser gewesen wäre, dich zu heiraten, statt Opium zu nehmen und so viele schlechte Küsse zu verschwenden, und ich würde es auch tun, wenn mein Vater den Sarg nicht schon bezahlt hätte.

Nun nahm das Mädchen all ihre Kraft zusammen, riss dem Zauberer das Leichentuch

herunter, zog ihm das Kissen unter dem Kopf weg, warf sich gegen den Sarg und stieß den Zauberer heraus. Ganz erschöpft war sie von der Anstrengung.

– Mein liebes Herz – sagte der Zauberer mit leiser, gerührter Stimme –, du hast alles für mich getan, was eine Frau für einen Mann tun kann. Und ich wäre gern aufgestanden – ungeachtet dessen, dass mein teurer Sarg schon bezahlt ist –, denn ich liebe dich, aber ich kann nicht. Ich merke, dass ich nicht kann. Richte mir also mein Lager wieder her.

Bei dem Gerangel war dem Zauberer seine schwarze Brille von den Augen gefallen, die er trug, damit andere nicht in seine Augen sehen konnten, was bekanntlich schädlich ist; ich sage, die Brille war gefallen, und nun sah das Mädchen in seinen Augen, dass er sie sehr liebte und wirklich aufgestanden wäre, wenn er noch gekonnt hätte. So richtete sie den Sarg wieder zurecht, und der Zauberer kroch mühsam zurück hinein.

– Bedecke mich mit dem Leichentuch – sagte er dann. Das Mädchen tat es.

– Lege mir das Kissen unter den Kopf, und achte darauf, dass man den Deckel ordentlich

schließt. Den kleinen goldenen Schlüssel des Sarges behalte bei dir.

Und tatsächlich brachte man schon den Deckel. Das Mädchen küsste noch einmal den Mund des Zauberers, der bereits zu erkalten begann, ließ den Deckel aufsetzen und schloss ihn. Den kleinen Schlüssel aber verbarg sie in der Tasche ihrer Schürze.

Dann ging sie fort, denn schon kamen die Verwandten und Geschwister des Zauberers, und mit ihnen war sie nicht bekannt.

Ein alter Brief

Der Frau Margit Vészi gewidmet

Mein lieber Herr Bruder!

Geschrieben zu Visegrád am 21. April des Jahres 1330, an einem Dienstag. Ich wünsche, dass diese wenigen Zeilen Euch alle bei bester Gesundheit antreffen mögen. Obgleich ich auf meinen letzten Brief noch keine Antwort erhalten habe, schreibe ich in Eile, da ich höre, dass morgen früh der Botenreiter nach Ofen aufbricht.

Dies aber tue ich, weil sich hier im Palast vorgestern, nämlich am Sonntag nach Ostern, schreckliche Dinge zugetragen haben.

An diesem Tage speisten nämlich zur Mittagsstunde Seine Majestät der König, ebenso die Königin und ihre Kinder, die Prinzen Ludwig und Andreas, im kleinen Speisezimmer. (Mich hatte der Mundschenk zum Auftragen befohlen.) Kaum bringen wir den zweiten Gang, da erhebt Balázs, des Farkas Sohn, draußen vor der Tür einen lauten Ruf, und als wir hinblicken, stürzt Herr Fahnenträger

Felician Zách zur Tür herein. Du kennst ihn wohl, lieber Bruder: er war der Palatin des Máté Csák, und seit er sich unserem Herrn, Karl Robert, angeschlossen hat, hat er jederzeit genug Unheil gestiftet. Ich sage: er stürmt mit lautem Geschrei herein, ein bloßes, gerades Schwert in der Hand, und mit furchtbaren Flüchen stürzt er auf die Königin zu und schlägt mit dem Schwert nach ihr. Dieser Herr Zách galt als ein Mann von ungeheurer Stärke, und so gerieten alle in große Furcht. Ich selbst hatte meinen Säbel nicht bei mir, denn beim Auftragen legen wir ihn ab, doch die Erzieher der Prinzlein, Gyulafi und Miklós, griffen sogleich mit gezogenen Schwertern an. Herr Zách hieb mit entsetzlicher Kraft auf sie ein, so dass er Gyulafi den Kopf spaltete, der sogleich tot zusammenbrach. (Gestern hat man ihn begraben.) Miklós aber erhielt eine tiefe Wunde am Hals, an der er ebenfalls verschied. (Sein Begräbnis wird morgen Vormittag sein.) Man kann sich den großen Schrecken vorstellen: die Prinzlein weinten, und die Königin schrie auf. Aus dem Nebenzimmer stürzte Herr Cselényi, der Befehlshaber der Leibwache, herein; er war es, der Herrn Zách von hinten rasch niederstieß. Da erst wurde offenbar, dass die Hand der Königin stark

blutete. Das Schwert des Herrn Zách hatte ihre Finger erreicht und zwei davon abgetrennt. Sogleich ließ man Ärzte rufen, und Meister Cornelius, der überall als der gelehrteste und erfahrenste gilt, urteilte, dass der Königin zwei Finger abgenommen werden müssten. Die übrigen Ärzte sagten dasselbe. Der König war sehr bleich, und ich hörte mit eigenen Ohren, wie er Herrn Cselényi befahl, den Schwiegersohn des Herrn Zách, dessen Tochter und seine Söhne an den Schweifen der Pferde zu Tode zu schleifen. Und die ganze Verwandtschaft bis ins vierte Glied auszurotten, darüber hinaus aber einzukerkern.

Man sagt, dass Fürst Kasimir, der Bruder der Königin, die Ursache von alledem gewesen sei. Dennoch zürnt ihm die Königin nicht, denn sie liebt ihn sehr. Du kennst ihn nicht, lieber Bruder; er hat goldenes blondes Haar und ein zartes, feines, fast mädchenhaftes Gesicht. Es wird erzählt, dass er Klára zur Schande gebracht habe, und dass Herr Felician dies habe rächen wollen. Ich selbst sah sie selten zusammen, obgleich ich jeden von beiden oft einzeln hier im Palast erblickte. Klára war bei den Prinzlein beschäftigt. Sie wusch sie am Morgen, kämmte und kleidete sie an; Herr Kasimir stand spät

auf, wie es Meister Cornelius angeordnet hatte. Ich weiß, dass die Königin sich täglich lange nach seinem Befinden erkundigte und darüber wachte, dass die Anordnungen des Arztes eingehalten wurden. All dies tat sie, weil – wie man sagt – der Fürst an Auszehrung leidet. Wer jedoch sein ungewöhnlich schönes Gesicht sieht, würde kaum daran denken. Mir gegenüber war er, wenn er sich bisweilen in ein Gespräch einließ, stets sehr freundlich und liebenswürdig. Er sprach mit leiser Stimme zu jedermann und besonders mit Mädchen sehr befangen, wie es bei jungfräulichen Jünglingen zu sein pflegt. Ich glaube nicht, dass er Kláras Schande böswillig verursacht hat. Klára, die man für die schönste unter den Hoffräulein hielt, war größer gewachsen. Und gewiss auch kräftiger als der Fürst. (Du konntest sie, lieber Bruder, oft sehen.) Sie war ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, ihre Gestalt und ihre Feinheit fielen jedem auf. Schade, dass ein allzu wildes Wesen in ihr wohnte, ganz wie in ihrem Vater. Ich selbst habe mehrfach versucht, längere Zeit mit ihr zu sprechen, doch es gelang mir nicht, obgleich ich viel Mühe darauf verwendete, eine Gelegenheit zu finden. Einige sagen hier – freilich im strengsten Geheimen –, die Königin

selbst habe sie ihrem Bruder zugeführt. Ich glaube dies jedoch nicht, denn die Königin war Klára gegenüber niemals allzu vertraulich, zumal ihr Vater, Herr Felician, unserem König so viele Unannehmlichkeiten bereitet hat, wie Du ja wohl weißt.

Ich glaube, dass Klára den Fürsten sehr liebte. Wahrlich, auch die anderen Mädchen – wenn Herr Kasimir in seinen Atlasseidenhosen und seinem blauen Samtwams mit gesenktem Blick an ihnen vorüberging – betrachteten alle mit Entzücken sein feines Gesicht, seinen roten Mund und sein seidig gewelltes, goldblondes Haar. Sie mochten ihn alle begehren, und gewiss hätten sie ihn gerne hundertmal geküsst.

Es musste wohl so sein, dass die Tochter des Herrn Zách sich dem Fürsten selbst hingegeben hat.

Die Gestalt dieses Mädchens und ihr vollkommen schönes Antlitz habe ich oft bewundert. Ich wusste, dass sie, wie die übrigen Hoffräulein, im Gebet sehr eifrig war und auch die wöchentliche heilige Kommunion gewissenhaft empfing. Und dennoch hatte ich einen Grund, weshalb ich – und dies mehr als einmal – dachte, dass sie mit der Zeit in Schande geraten würde. Sie

pflegte nämlich ihr Haar in zwei Zöpfe zu flechten, und dort, wo sie es hinten am Nacken scheitelte, war viel von ihrer nackten, weißen Haut sichtbar, wo vom Haar nur noch feiner Flaum geblieben war. Diese Stelle war auf ungewöhnliche Weise reizvoll und so sehr verschieden von der aller anderen Mädchen (obwohl doch die meisten Hoffräulein sich auf gleiche Weise frisieren), dass der König seine Augen darauf vergaß; ebenso Vater Franciscus, der Hofbeichtiger.

Seitdem hat man dieses Stück ihres Nackens mitsamt ihrem Haupte abgeschnitten, und wie ich recht vernommen habe, an das Ofener Tor gehängt.

Gestern früh hat man sie von Pferden zerreißen lassen. Vincze, des Farkas Sohn, József, war zugegen, als man das Mädchen an die Rosse band. Doch ich vermochte es nicht, mir von ihm erzählen zu lassen, was er gesehen hatte; denn ich brach in bitteres Weinen aus und lief davon. Gestern Abend tranken wir mit ihm bis weit nach Mitternacht, um beide den schrecklichen Tod der Tochter des Zách zu vergessen. (Herr Cselényi lässt jetzt den ganzen Tag über die Záchs zusammenfangen, und auch heute gab es acht Hinrichtungen in den Schanzen. Deshalb wagten wir uns am Abend kaum aus dem

Palast, aus Furcht, unglückseligen Seelen zu begegnen.)

Im Übrigen habe ich die Absicht, mich aus dem Palastdienst zum Heer versetzen zu lassen (obwohl ich es hier sehr gut habe), denn der Dienst im Palast bringt nicht genug Bewegung mit sich, und da doch nur die Ermüdung den Schlaf herbeiführt – wenn sonst die Gedanken unerquicklich und unruhig sind –, so fürchte ich, dass ich oft von der Tochter des Herrn Zách träumen werde, alldieweil sie mir unter allen Mädchen am besten gefiel.

Auch ist es nicht gut, den Herrn Fürsten Kasimir zu sehen. Seitdem sah ich ihn nur einmal. Er war bleich wie Kalk und traurig wie der Tod. Jetzt liegt er den ganzen Tag im Bett. Meister Cornelius und die Königin sind Tag und Nacht bei ihm, außerdem ein italienischer Arzt, ein gewisser Benedetti, der erst heute aus Neapel angekommen ist. Man behauptet von ihm, dass er selbst die Auszehrung zu heilen verstehe.

+++ Gott sei uns allen gnädig. +++

Den Brief meines lieben Bruders erwarte ich mit der nächsten Visegráder Post in der kommenden

Woche. Vielleicht ist es nicht gut, all dies der Schwägerin zu berichten, alldieweil sie in guter Hoffnung ist.

Vater und Sohn

An einem winterlichen Vormittag meldete der erste Assistent des Direktors des anatomischen Instituts einen Mann an, der dringend mit dem hochwürdigen Herrn sprechen wollte.

Der Direktor ließ ausrichten, er könne ihn nur für wenige Minuten empfangen, da er eine Vorlesung zu halten habe. In der Tat summte der Hörsaal bereits von Medizinstudenten.

Der Besucher, ein großer, gut gekleideter, bleicher Mann, trat ein, verneigte sich tief und begann, von Erregung fast hastig sprechend, sein Anliegen vorzutragen. Sein glatt rasiertes Gesicht hätte einen glauben lassen können, er sei kein Ungar, doch sprach er mit vollkommen reiner Aussprache. Vor seinen stark kurzsichtigen Augen trug er ein schwarzes Kneifer-Gestell.

– Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr, dass ich Sie bemühe, doch die Sache ist äußerst dringend, wenigstens für mich. Mein Name ist Pál Gyetvás, ich bin Ingenieur und gestern aus Amerika angekommen. Als ich vom Zuge stieg, empfing mich meine Mutter mit der Nachricht, dass mein

Vater nicht mehr am Leben sei. Den Brief, der seinen Tod meldete, hätte ich an jenem Tage erhalten sollen, da ich mich einschiffte, um heimzukehren… Kurz, ich erfuhr, dass mein Vater zweifellos gestorben ist, und zwar in der Klinik. Meine Mutter, die in großer Not lebte, war, als ich heimkam, nicht imstande, ihn bestatten zu lassen. So ließ sie den Leichnam meines Vaters dort zurück, da man sie damit vertröstete, die Klinik werde für die Beerdigung sorgen. Nun bin ich der Sache nachgegangen und habe gestern erfahren, dass man seinen Leichnam hierher, in das anatomische Institut, gebracht hat, damit die Medizinstudenten an ihm lernen. Auch erfuhr ich, dass die Leichen erst dann bestattet werden, wenn sie vollständig zerteilt sind, und dass man diese Teile vermischt in einen Sarg legt. Ich möchte nun wissen, ob ein solches Schicksal meinen Vater getroffen hat oder ob – wie mir der Diener andeutete – man vielleicht seine Knochen ausgekocht und zu einem Skelett zusammengesetzt hat… Das möchte ich wissen, und ich bitte den hochwürdigen Herrn Direktor, wenn es sich so verhält, mir das Skelett oder wenigstens den Schädel, besser jedoch das ganze Skelett auszuhändigen, damit ich ihn bestatten kann… Ich

bitte inständig, Herr Direktor, man möge nachsehen lassen, ob vielleicht das Skelett meines Vaters vorhanden ist; der Diener sagte, man wähle zu diesem Zweck die schönen, kräftig gebauten Körper aus, und mein Vater hatte gewaltige Knochen und war so groß wie ich… Und die Kosten des Instituts will ich selbstverständlich ersetzen…

Während dieser langen und erregten Rede strich sich der Direktor ruhig über den Bart, dann sprach er leise und sehr langsam:

– Nun, ich kann nachsehen lassen. Wie war, bitte, der Name Ihres Vaters?

– Pál Gyetvás, wie ich.

– Das Institut gibt zwar keine Leichen heraus… doch wenn das Skelett vorhanden ist – vielleicht noch im Kochkeller oder bereits zusammengesetzt –, so werde ich mich nicht weigern und es Ihnen aushändigen lassen.

Der Direktor klingelte. Ein Assistent in weißem Kittel erschien.

– Bitte, Herr Doktor – sagte der Direktor –, lassen Sie nachsehen, ob im vergangenen oder vorvergangenen Monat ein Leichnam namens Pál Gyetvás verarbeitet worden ist, und wenn ja, ob daraus ein Lehrskelett hergestellt wurde.

Der Assistent eilte davon, und der Gelehrte bot seinem sonderbaren Gast einen Platz an.

Nach fünf Minuten stummen Wartens – während der Besucher nervös die Knie schüttelte und der Professor mit in die Taschen gesteckten Händen auf die regennasse Straße hinaussah – stürzte der Assistent zurück.

– Der Leichnam ist im Verzeichnis verzeichnet, wir haben ihn von der inneren Klinik erhalten. Er wurde bei uns im „C“ seziert. Ich gab ihn den Drittjährigen, weil das Skelett schön war; vergangene Woche ließ ich es von Mátyás präparieren, und vorgestern wurde es zusammengesetzt. Es ist sehr gut gelungen; wir haben es in den Seziersaal stellen lassen – wie Sie zu sagen pflegten –, da die Erstjährigen im vorigen Monat eines der dortigen Skelette zerbrochen haben.

Der Ankömmling machte eine plötzliche, krampfhafte Gebärde. Der Professor aber sprach, mit genau derselben gemessenen Langsamkeit wie zuvor, erneut:

– Dann bitte ich den Herrn Doktor, diesem Herrn das betreffende Skelett aushändigen zu lassen. Sie werden so freundlich sein, die Kosten bei mir zu entrichten – wie viel war es auch, Herr Doktor? –

nicht wahr, die Präparation eines Leichnams und das Zusammenfügen kosten fünfunddreißig Kronen.

Der Mann zog rasch seinen Geldbeutel hervor und bezahlte hastig. Dabei sagte er, nun schon weniger erregt, ja mit einer gewissen heiteren Erleichterung:

– Bitte sehr, hochwürdiger Herr, ich danke für Ihre Güte, entschuldigen Sie, dass ich Sie belästigt habe. Empfehle mich.

Man führte den Ingenieur in den Seziersaal, wo in einer Ecke das „betreffende“ Skelett stand: ein gewaltiges, starkknochiges Gerüst, mit einem herrlichen Schädel, zu porzellanweißer Reinheit ausgekocht.

Der Fremde betrachtete es eine Zeit lang verwundert. Wahrscheinlich hatte er noch nie ein Skelett gesehen. Er besah es von vorn und von hinten, drehte es auf seinem Gestell, ließ die Finger über die Rippen gleiten, betastete die Federn, die den Unterkiefer mit dem Kopf verbanden, und blickte dann hilflos den Diener und den Assistenten an.

Der Assistent begann den Schädel zu loben, worauf der Fremde plötzlich neugierig auf die anatomischen Belehrungen wurde. Doch der Mann

im weißen Kittel verabschiedete sich bald, da ihn die Vorlesung rief.

Der alte Diener meinte, trösten zu müssen, und kramte sein Wissen hervor:

– Ein so schönes Skelett hat man hier schon lange nicht gesehen; auch Gyuri sagte es, der in der Anatomie Nr. II arbeitet: „Diesen Leichnam, Onkel Mátyás, den möchte ich Euch abkaufen."

Der Fremde senkte den Kopf und begann, das Bein des Skeletts hin und her zu schwingen. Es klirrte leise und pendelte hin und her. Dann sah er lange in die Augenhöhlen und begann auf seinen Lippen zu kauen.

Der alte, zynische Mátyás, der seit dreißig Jahren die Leichen hin und her geworfen hatte und nichts anderes tat, bemerkte wohl, dass dem Herrn die Augen feucht wurden, und wurde seinerseits, gleichsam pflichtgemäß, gerührt:

– War es vielleicht ein Verwandter des gnädigen Herrn?

– Es war mein Vater!

– Ihr Vater… hm, hm… nun ja… – Darauf schwieg er.

Eine Weile standen sie still da und blickten auf das Skelett.

Der Sohn des Skeletts meinte für einige Augenblicke, er müsse etwas sagen; er glaubte, jenen seltsamen, gemischten Sturm von Gedanken und Gefühlen, den er in seiner Seele aufsteigen fühlte, freilassen zu müssen.

Doch der Sturm legte sich, ehe er aufkam, in dem hellen, von weißem Porzellan glänzenden Seziersaal; die Trauer, der Schmerz des Todes verflog und schmolz dahin im Licht der großen Fenster. Der Ingenieur, als habe er es sich plötzlich anders überlegt, ergriff das Skelett an der Eisenstange seines Gestells und begann, es zur Tür zu tragen. Entschlossen eilte er mit seiner seltsamen Last vorwärts, während er die Augen niederschlug, als schäme er sich seines Vaters.

Er ging durch den langen Korridor, und noch einige verspätete Medizinstudenten sahen ihn, wie er das Skelett trug, dessen Hände und Füße eine sonderbare Art von Tanz vollführten, während der glatt rasierte Mann es unbeholfen an sich drückte.

Der Sohn trug den Vater.

Nachmittäglicher Traum

– Giza – sagte ich zum Zimmermädchen – lassen Sie die gelben Vorhänge herab und öffnen Sie die Fensterläden. So kann man viel schneller einschlafen. Aber sehen Sie alle Viertelstunden herein, und wenn Sie mich schlafend finden, wecken Sie mich, denn ich will keine Kopfschmerzen bekommen.

Ich trank den Rest des schwarzen Kaffees aus, warf meine Zigarette fort und streckte mich auf dem alten, bordeauxfarbenen Samtsofa aus. Einen Augenblick lang blickte ich noch auf die Uhr: zehn Minuten nach zwei.

An diesem Nachmittag träumte ich von einer stummen Gräfin.

In einem strahlenden Sommernachmittag ritt ich auf einem weißen Ross Bagdad entgegen. Die Türme der Stadt, die Zypressen und die schlanken Silhouetten der Palmen zitterten, glühten und verschwammen im rötlich-goldenen Staub der scheidenden Sonne. Die Blumen der Gärten hauchten all ihre Düfte aus, und das Seufzen der Rosen schwankte und ballte sich auf meinem Wege,

vermischt mit dem Geruch von Balsam- und Weihrauchbäumen. Ich trieb mein edles Pferd kräftig an, denn ich wollte vor Sonnenuntergang die Stadt erreichen. Ich betastete den seidenen Beutel an meinem Gürtel, der mit Gold gefüllt war, erhob mich in den Steigbügeln und atmete tief ein. Es war ein herrlicher, süßer, duftender, wunderbarer Nachmittag. Mein Pferd flog mit mir dahin.

Kaum nach Sonnenuntergang erreichte ich die Stadt. Ich übergab mein Pferd dem Diener des Wirts und ging hinunter zum Fluss. Wie ein hauchzarter Kuss auf einem Mädchenantlitz legte sich der orangefarbene Schleier der Dämmerung über das strahlende Blau des Himmels. Libellen schossen über die Wasseroberfläche, und bisweilen flogen Eintagsfliegen in Scharen am Ufer entlang. Sie mussten sterben, ehe die Sonne unterging. Weiter vorn, nahe dem Ufer, trieben schon Tausende und Abertausende verendeter Eintagsfliegen auf dem Wasser. Der gestrige oder vorgestrige Abend hatte sie begraben – niemand hätte sagen können, welcher.

Hier am Ufer begegnete ich der stummen Gräfin. Sie trug einen breitkrempigen, blumengeschmückten Strohhut. Ein grüner Schleier

lag auf ihren Schultern. Ihr Gesicht war schwach rosig geschminkt. Kleine weiße Schuhe, einen schwarzen Seidenrock und schwarze Strümpfe trug sie. Ihre grau-grünen, müden Augen verloren sich matt im Abendhimmel. Auf ihren feinen, kühlen, zart gezeichneten kleinen Lippen schwebte die große, weise Stille. Ich trat zu ihr.

– Gnädiges Fräulein – sagte ich – ich habe von dir gehört, dass deine Lippen stumm sind und du nicht sprechen kannst, doch deine Augen sagen mir, dass die größte Weisheit in dir wohnt.

Sie blieb stehen, neigte den Kopf leicht zur Seite und zurück, und an ihren feinen Ohrläppchen bebten türkisene goldene Ringohrringe. Doch sie sah mich nicht an. Ihre Schultern zuckten leicht, und in der Tiefe ihrer kalten, matten Augen blitzte – nur für einen Augenblick – ein violetter Strahl auf. Ich erbebte, als hätte ich ein flackerndes Irrlicht gesehen.

– Gnädiges Fräulein – sagte ich – ich bin hierher gekommen, um von dir einen Kuss zu empfangen, und ich bitte dich, sieh mir in die Augen.

Langsam senkte sie den Kopf und blickte zu mir auf, während sie zwischen ihren roten, stummen

Lippen die kleine Zunge hervorschob und die Ränder ihres Mundes befeuchtete. Ihre Augen waren in diesem Augenblick ganz schwarz, mit einem leichten bläulichen Schimmer. Ihr Blick drang in meine Augen, sank hinab in mein Herz und lief wie ein langsames Frösteln über meinen Rücken. Leise schüttelte sie den Kopf, als wollte sie sagen: Es ist nicht möglich.

– Gnädiges Fräulein – sagte ich – du weißt alles, was du wissen willst, denn die Stummheit macht die Frauen allwissend, und du weißt auch, dass ich nur deinetwegen aus tausend Meilen hierher gekommen bin, dass ich nur deinetwegen geboren wurde und dass ich deinetwegen sterben werde; gib mir also deinen Schleier und träufle einen Tropfen wohlriechenden Öls auf meine Stirn.

Ihr Blick schweifte wieder am fernen Himmel, ihre Augen spiegelten in grau-grünen, kalten Farben alte Traurigkeiten wider, und sie beugte ihre schlanken, schönen Schultern nach vorn. Dann zog sie aus der Tasche ihres Rockes ein kleines Kristallfläschchen hervor. Sie befeuchtete ihre langen, weißen Finger und salbte meine Stirn mit dem duftenden Öl.

– Kennst du mich gut, gnädiges Fräulein? – fragte ich.

Plötzlich nickte sie böse zweimal mit dem Kopf.

– Wirst du mich lieben?

Wieder nickte sie, und ihre Lippen lächelten.

– Lüge – sagte ich zu ihr – denn du kannst nicht lieben.

Sie blieb regungslos, wurde ernst, nahm den grünen Seidenschleier von ihren Schultern und reichte ihn mir; dann ging sie weiter, ohne mich anzusehen. Ich wagte nicht, ihr nachzublicken, starrte auf den stillen Spiegel des Wassers und wand den Schleier mechanisch um meine Hüften.

Die letzten Zuckungen der Sonnenstrahlen waren längst vom Horizont verschwunden, und der Himmel senkte sich in einem tiefen, schwindelerregend ruhigen Topasblau auf die Erde. Der Mond war noch nicht aufgegangen, doch Sirius leuchtete schon wie ein großer Diamant, und Aldebaran und Antares glänzten wie kunstvoll geschliffene Rubine. Traurig dachte ich an das anschwellende, jugendliche Glück zurück, mit dem ich vor wenigen Stunden Bagdad entgegengeritten

war. Dann machte ich mich am Ufer entlang auf den Weg, dem Lauf des Flusses folgend.

Bald stieß ich auf ein Boot. Ich stieg ein, löste das Tau und legte mich rücklings auf den Boden. Die Stadt blieb allmählich hinter mir zurück; doch die vielen Märchen, die in ihr wohnten, sandten mir ihre zauberhaft klingenden Stimmen nach. Glasflöten erklangen, und tief tönende Zaubergeigen setzten ein. Es war, als ob die Herzen von Mädchen und Knaben in wirren, erschlafften Harmonien musizierten. Ich nahm den Schleier der Gräfin von meiner Hüfte und breitete ihn über mich wie ein Leichentuch.

– Lang wird die Reise sein und ohne Traum – sagte ich mir – doch nun muss ich die Lippen des stummen Fräuleins küssen.

Ich dachte an mein gutes Ross, das ich für tausend Goldstücke gekauft hatte und das ich für immer zurückgelassen hatte.

Die Nacht wurde immer dunkler. Zwischen unbekannten, furchtbaren Ufern reiste ich dahin. Hohe, kalte Felsen ragten zu beiden Seiten empor. Die bösen Geister, die in den Höhlen wohnten, krochen hervor, flogen mir nach, klammerten sich an das Boot und schwebten über mir. Ich wusste,

dass ich nicht sprechen durfte, denn dann wäre ich des Todes Kind; so blieb ich still und drehte siebenmal meinen Ring an meinem Finger. Da sah ich vor dem Bug meines Bootes ein schwaches Leuchten dämmern. Und dann, wie eine große Wunderlampe, stieg der Mond an den Himmel empor.

Ein sanfter Wind begann zu wehen. Ich schlang mir den Schleier der Gräfin um den Hals und setzte mich auf. Ich zog meinen guten Tabak hervor, den ich in Al-Dsezireh gekauft hatte, und zündete ihn an. Doch mein Herz war voll von Sorge und Ungewissheit. Ich konnte nicht im Boot bleiben. Also steuerte ich zum Ufer und stieg aus. Taufeuchtes, seidiges Gras trug mich durch ein großes, mondbeschienenes Feld.

Nach langem Gehen gelangte ich auf eine Landstraße. Es war ein unbekannter Weg. Ich blickte um mich. Und plötzlich erstarrte mir das Blut.

Hinter mir, auf dem Weg, zeichneten sich drei Schatten auf die Erde.

Langsam, vorsichtig blickte ich noch einmal zurück. Drei Schatten! Ich wagte mich nicht zu rühren. Ich fühlte mich in den Klauen einer

schrecklichen Macht. Schwindelnd, ratlos sah ich zum Mond empor.

In diesem Augenblick geriet das Mondlicht am Himmel in Bewegung. Mit schwindelerregender Plötzlichkeit, wie eine an Drähten gezerrte Signallampe, beschrieb es eine blendende Lichtspur und fuhr hinüber an den westlichen Himmel.

Ich schauderte, holte tief Atem und blickte mich um. Die Gegend erschien mir nun seltsam vertraut. Am Wegrand glänzte ein weißer Meilenstein auf, und eine doppelte Reihe silbrig schimmernder Pappeln zog sich dahin. Rechts und links lagen Weinberge in dunklen, massigen Flächen, und in ihnen schliefen kleine, blinde Häuschen. Weit vor mir zog in einem schleierhaften Staubgewölk ein Wagen langsam dahin. Ich setzte meinen Weg in entgegengesetzter Richtung fort, der kleinen Kapelle zu, die vor zweihundert Jahren von der Gemahlin eines Fürsten zu ihrem eigenen Seelenheil errichtet worden war. Das gedämpfte Licht der ewigen Lampe schimmerte matt durch die offenstehende Tür.

Langsam stieg ich die Stufen hinauf. Vor dem Altar kniete die stumme Gräfin. Ich trat ein und blieb neben der Tür stehen. Das Mädchen war in ein

weißes Ballkleid gekleidet, in ihrem schwarzen Haar welkten rosafarbene Rosen. Langsam, auf den Zehenspitzen, trat ich näher, sodass ich auch ihr Gesicht sehen konnte. In ihrer rechten Hand hielt sie einen kleinen Handspiegel und blickte starr hinein. Sogleich bemerkte sie meine Gegenwart, doch erst später wandte sie sich mir zu. Ihre Augen waren wieder schwarz, mit einem leichten bläulichen Schimmer, doch das schwache Rosa war von ihrem Gesicht verschwunden – es war ganz weiß. Sie verbarg den Spiegel und gab mir zu verstehen, dass sie mir etwas mitzuteilen habe. Ich reichte ihr Papier und Bleistift. Sie schrieb:

– Ich habe gebetet, dass ich Sie lieben kann.

– Willst du lieben? – fragte ich. Ernst und traurig nickte sie.

– Gnädiges Fräulein – sagte ich – du liebst doch niemanden. Weder deinen Vater noch deine Mutter noch deine Geschwister. Deinen verstorbenen Bräutigam, den Fürsten, hast du auch nicht geliebt – erst nach seinem Tod!

Verlegen senkte sie die Augen und starrte reglos vor sich hin. Dann sah sie mich lächelnd an, und ihre Lippen boten einen Kuss.

– Deinen Kuss kann ich noch nicht annehmen – sagte ich – denn du liebst nicht, und ich weiß auch nicht, ob du jemals wirst lieben können.

Wieder nahm sie ihren kleinen Spiegel hervor, als suche sie darin eine Antwort auf meine Frage; dann zuckte sie die Schultern, ordnete ihr Haar, befeuchtete ihre Finger mit der Zunge und strich damit ihre Augenbrauen glatt. Danach bat sie um meinen Arm.

Wir verließen die Kapelle. Schon senkte sich der Morgentau. Das Mondlicht lag weiß und rein auf den Bäumen, auf dem Weg und auf dem Gesicht der jungen Dame. Aus den Sträuchern, aus dem fern schwarzenden Eichenwald und aus den Gräsern drang in gewaltigen, überwältigenden Massen die heilige Kraft der Erde hervor und breitete sich in großen Wellen überallhin aus. Es war kalt. Vor einem Gartentor blieb sie stehen und reichte mir die Hand. Ihre kleinen, kalten und elastischen Finger schlossen sich heftig um meine heiße Hand; dann glitt sie durch das Tor und verriegelte es von innen. Ich ging noch einige Schritte weiter, blieb aber gleich wieder stehen. Auf dem Querbalken des Zaunes stehend und sich oben an den spitzen

Pfählen festhaltend, sah das Mädchen starr zu mir herüber.

Über ihren Zügen lag ein erstaunlich übermütiges und leichtfertiges Lächeln. Ihre stummen Lippen pressten sich in unbeweglicher Hartnäckigkeit zusammen, und das kalte Mondlicht zeichnete den Schatten ihres schwarzen, wirren Haares scharf über ihre Stirn. Ich trat näher und blickte ihr in die Augen; verwundert und ungläubig suchte ich die verborgenen Strahlen ihres Blickes zu ergründen.

– Gnädiges Fräulein – sagte ich – du bist so schön, dass ich hundert Jahre hier stehen und dich nur ansehen möchte.

Ihre stummen Lippen lächelten freundlich, und mit ihrem Fächer winkte sie zum Abschied. Ich grüßte sie mit meinem Hut, worauf sie zwischen den dunklen Kronen der Obstbäume verschwand.

Im Osten dämmerte bereits der Morgen, und das schwarze Geflecht der Bäume und Sträucher wurde von einem matten, bläulichen Schimmer durchlöchert und aufgelöst. Ich musste mich zum Bahnhof beeilen, und währenddessen konnte ich über die Gräfin nachdenken. In dieser Stunde liebte ich sie nicht, denn ich glaubte, dass sie niemals

würde lieben können, und ich beschloss, lieber auf ihren Kuss zu verzichten. Ich löste mein Billett – ich war der einzige Reisende – und fuhr nach Budapest zurück. Dennoch setzte ich mich am Ostbahnhof in eine Droschke und ließ mich zu dem Zauberer fahren, der in Ofen wohnte. Er selbst öffnete das Tor.

– Ich wusste, dass du kommen würdest – sagte er – wegen der Gräfin.

– Ja – antwortete ich – sie begehre ich jetzt am meisten, und ich glaube, ich wünschte mir sogar ein Kind von ihr; doch ihre Finger sind kalt und elastisch, und die Farbe ihrer Augen wechselt, und ihr Herz ist kalt und böse.

– Darüber werden wir noch sprechen – sagte der Zauberer und führte mich in sein Zimmer. Er ließ mich Platz nehmen und blickte mich lange, durchdringend an. Endlich sprach er:

– Die stumme Gräfin hat noch niemand je weinen gesehen; doch wenn du eines Tages ihre Tränen sehen wirst, so bring mir welche davon, ich will sie untersuchen. – Er übergab mir ein kleines Kristallkästchen und erklärte mir, wie die Tränen aufzubewahren seien.

Ich verabschiedete mich und ging zu Fuß über die Kettenbrücke zurück nach Pest. Es war ein schwerer Tag. Viel ermüdende, Geduld fordernde Arbeit, viele leere, lange Stunden. Ein heißer Mittag, ein appetitloses Essen, ein herzklopfender, schläfriger Nachmittag. Gegen fünf Uhr gelangte ich nach Hause. Ich badete, rasierte mich und zog mich um. Als ich hinaus zum Bahnhof fuhr, erschien mir die Stadt wunderbar schön und liebenswert, und ich fühlte mich jung und glücklich. Es war, als sei mein Körper ganz leicht geworden, beinahe gewichtlos. In mein Herz zog Gesundheit und Reinheit ein, und alles, was ich um mich sah, erschien mir selbstverständlich, gut und interessant.

Nach meiner Ankunft suchte ich lange vergebens nach der jungen Dame; ich durchstreifte die Felder, die Landstraßen und ging auch in die Stadt hinein. Auch unter den Spaziergängern auf der Promenade war sie nicht. Ich wurde unruhig und ungeduldig. Nur noch wenige Stunden standen mir zur Verfügung, in der Nacht wollte ich schlafen. Spät am Abend ging ich niedergeschlagen und traurig in Richtung Bahnhof.

An einer Ecke erblickte ich sie plötzlich. Ruhig sah sie in die Ferne, leicht vornübergebeugt. Ein listiges, spöttisches Lächeln lag auf ihren Lippen.

– Du hast nicht auf mich gewartet, gnädiges Fräulein – sagte ich zu ihr – doch ich zürne dir nicht, denn, wie ich selbst weiß, liebst du nicht und wirst auch nicht lieben.

Sie schlang sich um meinen Hals und bot mir ihre Lippen dar.

– Glaubst du – fragte ich – dass dies ein ausreichender Ersatz dafür ist, dass ich dich so lange gesucht habe? Du hast dich verborgen und wolltest, dass dein Kuss mir später umso süßer erscheine. Ich würde dich gering achten, wenn ich ihn unter solchen Umständen annähme, denn dann müsste ich mich damit abfinden, dass du nicht weinen kannst, und das ist das Schlimmste, was man von einer schönen Frau sagen kann.

Ihr Gesicht wandte sich mir mit unbeweglicher Ernsthaftigkeit zu. In ihren grünlichen Augen tanzten nun gelbe und rote Flämmchen. Und plötzlich war es, als wäre ihr Antlitz um zwanzig Jahre gealtert. Dann gab sie mir zu verstehen, dass sie schreiben wolle. Sie schrieb:

– Die Mutter meines Bräutigams, des toten Fürsten, hat mein Herz verflucht, weil ich ihren Sohn nicht beweinte, als er starb.

– Du musst dich von dem Fluch befreien! – sagte ich. Fragend blickte sie mich an.

– Du musst um meinetwillen eine Träne, nur eine einzige kleine Träne weinen. Und du musst darauf verzichten, dass ich jemals deinetwegen weine.

Demütig nickte sie und ließ den Kopf auf ihre Brust sinken. Mein Herz schlug heftig: ihr Gesicht war in diesem Augenblick so frisch und jung wie das eines kleinen Mädchens. Sie bat um Schreibzeug:

– Den ganzen Nachmittag habe ich in den Spiegel gesehen und darüber nachgedacht, dass meine Schönheit vergehen wird.

– Sie wird vergehen – sagte ich – denn du liebst deine Kinder nicht, die du einst tragen wirst.

Sie schrieb wieder:

– Ich werde niemals Kinder tragen.

Sogleich nahm sie das Papier zurück und zerriss es in kleine Stücke, als hätte sie bereut, was sie geschrieben hatte.

– Gnädiges Fräulein – sagte ich – wirst du auf mich warten, wenn ich ein andermal komme?

Sie nickte, nahm aus ihrem Haar eine der welken rosafarbenen Rosen und gab sie mir. Sanft umarmte ich sie, willig schmiegte sie sich an mich und legte – für einen Augenblick – ihr Haupt an meine Brust. Dann trennten wir uns.

Ich reiste nach Hause zurück. Eine Woche verging, zwei Wochen. Der Sommer verging, und wir sahen einander nicht wieder. Ich schrieb der jungen Dame, dass wir warten müssten, bis der Fluch von selbst von ihrem bösen, harten Herzen weiche. Sie schrieb, dass auch sie dies einsehe, gern um meinetwillen warten werde, beten wolle und jeden Freitag siebenmal ihre Füße in warmem Wasser waschen werde, das vom Blut der Vögel gerötet sei.

An einem sonnigen, kalten Oktobernachmittag reiste ich endlich wieder hin, um zu sehen, was mit der jungen Dame sei. Sie wartete nicht, sie hatte ihr Versprechen nicht gehalten. Ich suchte den Garten auf, in den ich sie an jenem Morgen begleitet hatte. Ich schwang mich über den Zaun. Die Wege waren verlassen, trockene Blätter raschelten unter meinen Füßen, und nirgends sah ich eine menschliche Spur.

An den Bäumen lächelten noch gewaltige Äpfel und Pfirsiche, die großen blauen und gelben Trauben quollen fett zwischen den Blättern hervor, und während ich weiterging, trat zwischen den Bäumen ein kleines, doch von edler Schönheit geprägtes Schloss hervor. Die Türen waren überall verschlossen, als wäre das Haus ausgestorben. Ich ging um das Gebäude herum. An der Rückseite stand ein halb geöffnetes, grün beschlagenes Erdgeschossfenster. Ich konnte hineinsehen; die Gräfin saß im Fenster, nur in ein Hemd gekleidet, und ihre Augen folgten den Wolken am Himmel, ganz so, wie damals, als ich sie zum ersten Mal gesehen hatte. – Sie zuckte zusammen, lächelte und stellte einen Stuhl ins Fenster. Ruhig kletterte ich hinauf und fand mich im Zimmer wieder. Die junge Dame umarmte mich, und ihre Umarmung war so heftig, erschlaffend, verlangend, schmerzlich wie ein krampfhaftes Kopfweh. Ich setzte mich und spähte aus der Ferne in ihre Augen. Sie streckte ihre bis zu den Knien nackten Beine aus und sah mich befangen an.

– Gnädiges Fräulein – sagte ich – die Zeit ist noch nicht gekommen. Für eine Weile müssen wir

einander lieben, als wäre ich dein Sohn und du mein kleines Mädchen.

Mit aufleuchtenden Augen gab sie zu verstehen, dass es gut sei, dann nahm sie mich bei der Hand. Wir gingen durch eine Reihe von Zimmern, die alle verdunkelt waren. Schließlich gelangten wir zu einer Doppeltür. Sie zündete eine kleine elektrische Lampe an und holte irgendwo unter der Schwelle den Schlüssel hervor. Knarrend sprang das Schloss auf. Wir traten in einen großen Saal mit spiegelverkleideten Wänden. Die Gräfin verschwand neben mir, doch in den Spiegeln waren hundert und hundert andere an ihrer Stelle. Sie drängten sich beinahe, so zahlreich waren sie; eine ganze Schar gleichgestaltiger Mädchen blickte mich ringsum an. Alle waren nackt. Hier stand eine mit erhobenen Armen, dort verschränkte eine andere die Hände hinter dem Rücken. Bei jeder glänzten die Augen anders, und jeder Blick war von eigener Art. Mir wurde schwindlig, und ich fürchtete mich, doch ich beschloss, da ich einmal hier war, mutig allem zu begegnen. In einer Ecke fand ich ein Bild der jungen Dame, das mir mehr gefiel als alle anderen. Mit gesenktem Kopf, leicht gebeugt stand sie da, und ihre Augen, von der Seite gesehen, erschienen

ganz hellblau. Ich betrachtete sie genau. Dieses Auge war tränenfeucht. Ich trat näher. Es war kein Bild, sondern die wirkliche Gräfin. Rasch zog ich mein kleines Kristallkästchen hervor, und als der diamantene Tropfen über ihr Gesicht lief, fing ich ihn am Kinn auf und bewahrte ihn sorgfältig auf.

Dann gingen wir hinaus, zurück in ihr kleines Zimmer.

Es dämmerte bereits. Wahrscheinlich war in dem Spiegelsaal unbemerkt so viel Zeit vergangen. Sie kleidete sich an, ordnete ihr Haar und schrieb auf, dass sie mich begleiten werde, da die Ihren erst spät am Abend nach Hause kämen. Wir gingen zur Bahn; ich sagte ihr, dass ich sogleich zum Zauberer gehen würde, um die Träne untersuchen zu lassen, denn davon hänge alles ab. Darauf schrieb sie:

– Ich werde beten, dass meine Träne eine gute sei und dass mein Herz vom Fluch der alten Fürstin befreit werde.

Ihre Augen waren den ganzen Abend von hellem Blau, und auf ihrem Gesicht lag statt der traurigen, marmornen Blässe ein zarter, doch wirklicher Rosenschimmer. Als der Zug sich mit mir in Bewegung setzte und ich die Gräfin sah, wie sie unter einer Petroleumlampe traurig und

liebenswürdig mir zuwinkte, glaubte ich fest, ihre Träne sei eine gute. Doch sie war es nicht. Der Zauberer, als ich sie ihm übergab, kostete sie und sagte schon damals, dass er ihr nicht traue. Dennoch führte er gewissenhaft auch die übrigen vorgeschriebenen Untersuchungen durch. Er mischte je einen Tropfen verschiedener Flüssigkeiten hinzu. Ist die Träne gut, so wird die Mischung durchsichtig weiß; ist sie es nicht, so verdunkelt sie sich. In dem kleinen Prüfglas des Zauberers wurde die Flüssigkeit beinahe schwarz.

– Ich fürchte – sagte er – dass auch dich der Fluch der alten Fürstin ergriffen hat.

Er sah mich an, dann hielt er mir einen Spiegel vor. Schrecklich war, was ich sah: meine braunen Augen glänzten in einem bläulich-schwarzen, fremden Ton.

– Vieles weiß ich – sagte der Zauberer sehr ernst – doch deine Heilung kann auf der ganzen Erde nur ein einziger übernehmen: Sindbad, der zweihundertjährige Zauberer von Bagdad. Geh zu ihm – und eile.

Noch am selben Tage brach ich auf. Als ich nach langer, wochenlanger, erschöpfender Reise in Bagdad ankam, erinnerte ich mich an die Zeit, da

ich zum ersten Mal meines Lebens glücklich und jung der Stadt entgegengeritten war. Es war spät am Abend, als ich zu Sindbad gelangte. Der Zauberer saß bei Lampenlicht gebeugt über einem großen Buch und las. Er bot mir Platz an, hörte mich an und betrachtete lange mein Gesicht mit seinen weisen, ruhigen, blauen Augen. Dann nahm er seinen Spiegel hervor und blickte unbeweglich hinein. Auf der schwarzen, glatt polierten Stahlfläche erschien bald das Bild der Gräfin – zuerst nur schwach schimmernd, dann immer klarer und deutlicher. Der Zauberer schüttelte den Kopf; man sah, dass er den Fall für schwer hielt.

– Die Gräfin wird niemals wahre Tränen weinen – sagte er – nur am Sarge ihres Kindes. Doch wie sollte sie ein Kind haben, da sie niemanden liebt und mit Unfruchtbarkeit verflucht ist? Die frostigen Flammen ihrer Umarmung taugen nicht dazu, dass aus ihnen neues Leben keime. Dazu bedarf es einer ruhigen, beständigen, fruchtbaren Wärme. Und unter Menschen, deren Augenfarbe sich wandelt, die sich selbst und einander allzu gut kennen, als dass sie längere Zeit ungetrübt, in reiner Liebe füreinander empfinden könnten … das fehlt. Anders aber gibt es keine Hoffnung auf Lösung.

Ich dankte Sindbad, dem Zauberer, für seinen Rat, kehrte heim und heiratete die stumme Gräfin.

Die ersten Monate unserer Ehe waren entsetzlich. Während der Küsse sahen wir einander in die Augen und prüften unsere Gesichter. Unaufhörlich begleitete uns das Gefühl, dass die Kraft des Fluches unserem zukünftigen Glück Tag für Tag mit unausweichlicher Gewissheit beraube.

– Gnädiges Fräulein – sagte ich oft, denn so nannte ich sie auch weiterhin – wir werden beide zugrunde gehen, ohne auch nur einmal die Glut einer wahren, großen Liebe empfunden zu haben; und doch hätten wir sie verdient, da wir keinen anderen begehren und ein Kind wollen, damit – wie Sindbad, der Zauberer, sagte – dein Herz durch den Schmerz des Todes geläutert werde und du wahre Tränen weinen kannst.

Dann sah sie mich traurig an, und es schien, als wären ihre Tränen, wenn sie jetzt weinen könnte, gute Tränen.

In einem grausamen, kalten, schneesturmgepeitschten Winter kam das Kind zur Welt, das wir so sehr erwartet hatten und von dem wir wussten, dass es um unsertwillen sterben müsse. Die stummen Lippen der Gräfin blieben auch in den

Qualen der schweren Stunden stumm, und obwohl sie bis zum letzten Augenblick meist ohne Vertrauen gewesen war, sah ich jetzt auf ihrem besorgten kleinen Gesicht einen Schimmer von Hoffnung.

Das Kind wurde geboren und war so schön, dass wir es stundenlang staunend betrachteten. Sorgenvoll wachten wir über seinen Schlaf und dachten daran, uns für immer zu trennen, nur um es vor dem Tod zu retten – selbst um den Preis unseres eigenen Unglücks. Doch die Gräfin wollte das Kind selbst stillen und erst nach dem Abstillen in eine Trennung einwilligen. Wieder brachen schreckliche Tage über uns herein. Und noch schrecklicher waren die Nächte. Oft erwachte ich und sah die Gräfin bei Kerzenlicht vor dem Spiegel sitzen und in ihre Augen blicken. Sie suchte darin, ob sie weinen könne. Wenn ich sie fragte, warum sie nicht schlafe, sank sie in verzweifelter Stummheit an mich. Wir waren unglücklich. Wir waren verflucht.

Das Kind aber wuchs, wurde schöner, gedieh; wir warteten, litten und wussten nicht, was wir tun sollten.

Schon tief im Sommer waren wir, als mich eines Morgens ein Schrei der Gräfin weckte. Sie

hielt das Kind in ihren Armen und legte es vor mich auf das Bett. Der kleine Körper war kalt und leblos.

– Es ist tot – sagte ich – und wenn du weinen kannst, dann musst du jetzt weinen. Weine – fügte ich verzweifelt hinzu.

Sie errötete und starrte reglos auf das kleine tote Wesen. Ich sprang auf, zog mich an und ging, um einen Sarg zu bestellen.

Mittags kam ich zurück. Die Augen der Gräfin blickten tränenlos auf das Kind. Am Abend kehrte ich heim. Ihre Augen waren trocken. Da sagte ich:

– Noch in dieser Nacht bringen wir das Kind zur Beerdigung. Das ist unsere Pflicht.

Sie nickte und kleidete sich hastig in Trauer. Wir ließen einen Wagen kommen, trugen den Sarg heimlich durch das dunkle Treppenhaus hinaus und machten uns, ihn auf den Knien haltend, auf den Weg. Die Nacht war dunkel und ohne Sterne. Um uns lagen stumme, weite Felder, lauernd und lauschend. Wortlos, reglos starrten wir in die Luft, erfüllt von erstickter, unruhiger Trauer. Wie lange wir so gefahren sein mochten, weiß ich nicht. Plötzlich kreuzte ein Fluss unseren Weg. Wir hielten an, schickten den Wagen fort und stiegen in ein Boot. Ich löste das Seil. Das Boot glitt rasch

flussabwärts. In der Dunkelheit schimmerte mir schwach das bleiche Gesicht der Gräfin entgegen und ihre ineinander verschlungenen weißen Finger. Zwischen fremden, unheimlichen Ufern trug uns das Wasser dahin. Hohe, kalte Felsen ragten zu beiden Seiten. Die bösen Geister, die in den Höhlen hausten, krochen hervor, flogen uns nach, klammerten sich an das Boot und schwebten über uns. Siebenmal drehte ich den Ring an meinem Finger. Bald begann am Himmel gegenüber ein schwaches Licht zu dämmern. Und dann stieg, wie eine große Wunderlampe, der Mond empor. Ich steuerte das Boot ans Ufer, wir stiegen aus und trugen den Sarg zu Fuß weiter. Nach langem Gehen erreichten wir eine Landstraße. Es war ein unbekannter Weg. Dicht an unseren Köpfen strichen immer wieder große Fledermäuse vorbei. Wir zitterten vor Grauen, das uns mit eisigen Fingern den Rücken streichelte … Und ich bemerkte, dass unsere Körper im Mondlicht dreifache Schatten warfen. Ich hatte drei Schatten, die Gräfin auch; doch der kleine Sarg hatte keinen.

– Halt – sagte ich – wir müssen das Grab ausheben. Mit den Fingernägeln, denn wir haben kein anderes Werkzeug.

Wir knieten nieder und begannen beide zu graben. Wie lange wir gruben, weiß ich nicht. Als die Grube fertig war, wurde es Abend; die Luft war eisig kalt, und Schnee fiel. Die Flocken bedeckten unsere Schultern und unseren Rücken und legten sich in einem dichten Kranz auf den Hut der Gräfin.

– Jetzt können wir den Sarg begraben – sagte ich und senkte langsam die kleine schwarze Kiste in die Grube.

In diesem Augenblick begannen die Augen der Gräfin zu weinen. Als fielen tausend und abertausend diamantene Tropfen auf den Sarg, so strömten sie herab. In der Grube schmolz der Schnee, die Erde wurde feucht und weich und hauchte einen Seufzer aus sich hervor.

In wenigen Minuten hatte ich das Grab zugeschüttet, dann richtete ich mich auf. Ich trat zur Gräfin, umarmte sie. Ihre stummen, schönen Lippen öffneten sich sanft, und in ihrem Kuss fühlte ich, dass der Fluch von uns gewichen war.

– Wir werden das Leben neu beginnen – sagte ich.

Glücklich nickte sie, und wir machten uns in der verschneiten, kalten Nacht auf den Heimweg.

***

Die Stimme des schlanken, heiteren Stubenmädchens rief:

– Bitte aufstehen.

Ich konnte die Augen nicht öffnen. Tödliche Müdigkeit drückte mich auf mein Lager nieder. Im Nacken aber schlich sich mit einem kitzelnden, dumpfen Schmerz das Kopfweh.

– Wie spät ist es, Giza?

– Gleich halb drei.

Opium
Aus dem Briefkasten eines Nervenarztes

Sassy Attila gewidmet

Das Erwachen – das ist wahr – verursacht unerträgliche Leiden. Und die Leiden dauern lange an. Das Licht des Morgens donnert in schmetternden Akkorden durch die Straßen. Und weder das Milchglas der Fenster noch die bunten Vorhänge schützen davor, denn mit seinem verletzenden, knirschenden, rhythmischen Lärm dringt es durch alles hindurch und ruft fordernd. Man muss hinaus. Unter schlechtgesichtige und niedrig geartete menschliche Wesen, die glauben, diese gemeine und grausame Musik sei das Gesetz des Lebens, und was sie leben, sei das Leben selbst.

Sie springen lebendig aus ihren Betten, in denen sie in traumlosem, törichtem Schlaf geruht haben. Sie waschen sich frisch und loben das kalte Wasser, das doch Schmerzen bereitet. Mit ihren Muskeln und mit ihrem Verstand gehen sie an die Arbeit, deren Mühe im Herzen nichts als Scham erweckt. In jenem Herzen, das die kümmerlichen

kleinen Annehmlichkeiten nicht mehr begehrt, sondern nur noch eines: die ernste, traurige Wollust! Aus dem Kampf siegreich hervorzugehen, nach blutiger Ermüdung auszuruhen – all das ist kein Genuss, sondern nur das Aufhören des Schmerzes. Denen, die die Leiden mit stumpfer Geduld ertragen, genügt das – und ist sogar zu viel. Sie sind böse, doch man darf ihnen nicht zürnen. Obwohl es ihretwegen so ist, dass man das Leben nicht rein auf die uralte, heilige Lust einrichten kann, die doch der einzige Zweck des Daseins wäre.

Es ist wahr, man muss dafür bezahlen; das Licht, das jeden Morgen mit erbarmungsloser Wiederkehr erscheint, treibt den Preis ein. Das Herz schlägt matt, das Augenlid vermag kaum das Gewicht der Lichtstrahlen zu tragen, und die Haut schaudert vor dem Wind. Die Muskeln verrichten ihre Arbeit widerwillig und zögernd. Bei jedem Aufschrei fährt der Körper zusammen, und im Nacken schleichen dumpfe Schmerzen im Schädel umher. Und deshalb kann man nicht lachen über die kleinen Dinge der Toren, die mit so viel Geschrei, Sorge und Mühe verbunden sind. Denn vor den Sorgen, den lauten Stimmen und den eintönigen, langweiligen, befehlenden Rhythmen gibt es wegen

des Lichts kein Entkommen. Und sprechen kann man nur mit Worten, die gleichsam in keinerlei Verbindung mit den Begriffen des Gehirns stehen.

Noch manch Ähnliches zeigt sich im zehrenden Licht des Tages.

Unser Gesicht erscheint im Spiegel in starren, unförmigen Farbflecken, die offenbar nichts mit uns zu tun haben. Züge treffen in den Bahnhöfen ein, auf den Straßen eilen Menschen, Wagen, Pferde – all das ist wunderbar, leidvoll, zugleich aber unverständlich und seltsam, so dass sich die Überzeugung aufdrängt, dass diese Gestalt der Dinge weder Ursache noch Ziel hat. Man muss also irgendwohin fliehen, wo sie einfach und leicht zu enträtseln werden.

Die Lust tilgt die Umrisse und die Sinnlosigkeiten. Sie enthebt uns den Fesseln des Raumes und hebt uns, indem sie die tickende Sekunden-Uhr der Zeit anhält, auf lauen Wellen in die Höhen des Seins.

Hier nur Augenblicke zu verweilen und zu zittern, dass wir wenige Minuten später endgültig dorthin zurückstürzen, von wo wir aufgebrochen sind – das ist wahrhaft elend. Und doch begnügen sich die meisten mit diesen paar Almosen von

Augenblicken. Was könnten sie auch tun? Es fehlt ihnen der Mut und die Kraft, das herrliche Risiko der langen Lust auf sich zu nehmen, die in die Ewigkeit emporschnellt. Und doch ist das Risiko gering, lächerlich klein. Denn wahr ist: Die zehn Stunden des mörderischen Tages, des hämisch dröhnenden Lichts vergehen schwer, doch in den vierzehn Stunden des Abends und der Nacht erhalten wir ein Stück der wunderbaren, geheimnisvollen, zeitlosen Ewigkeit.

Dann erkennen wir den tiefen Sinn des Lebens, und die Nebel und Finsternisse werden vor uns klar. Die Töne küssen unseren Leib wie feine, frische Mädchenlippen. Farben und Linien schwingen in ihrem neuen, uralten, reinen Wesen in unserem Gehirn und in unserem Rückenmark. Und nun, da sie nicht mehr jenen Farben und Linien gleichen, die unsere Augen gesehen haben, enthüllen sie uns die großen Geheimnisse, die in den Formen verborgen liegen. Jenes fehlerhafte und anfängliche Wissen, das wir durch unser Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Tasten vom Dasein gewonnen haben, wird nun ergänzt und berichtigt. Denn es eröffnet sich die Möglichkeit, jene Wahrheit des Lebens in ihrer ganzen Fülle zu erkennen, die wir

alle in uns tragen und die eine vollkommene Wahrheit ohne sinnliche Urteile ist. In Worten, Begriffen und Urteilen ist diese Wahrheit ebenso wenig auszudrücken, wie sie auf dem Wege der Sinne zu erkennen ist. Von einem Würfel, den ich nur gesehen, aber nicht gemessen habe, habe ich kein Recht zu behaupten, ich kenne sein Gewicht. Ebenso hat derjenige, der nur gesehen, gehört, gerochen, geschmeckt und getastet hat, kein Recht zu sagen, er habe gelebt. Die Erkenntnis, die Seligkeit Gottes, wird uns allein durch die Lust zuteil. Doch kann man davon sprechen, dass die Seligkeit Gottes nur ein Augenblick sei? Ja: so viel hat er den Toren und Feiglingen als Almosen gegeben. Doch denen, die mehr verdienen – weil sie mehr wollen –, wird es vergönnt, die Ewigkeit durch kühnes und edles Wagnis zu berauben.

Sie müssen darauf verzichten, gut zu sehen und gut zu hören. Die Sinne und die Organe werden durch den furchtbaren und seligen Mittler der Lust verdorben: das Opium. Auch auf Appetit und das bürgerliche Gefühl wohliger Müdigkeit muss verzichtet werden. Die Augen tränen oft, das Ohr dröhnt. Die Dinge, die Menschen, die Buchstaben verschwimmen. Die Worte, die Töne irren in

chaotischer Verwirrung durch die Maschinerie des Hörorgans.

Haltet die elenden, armseligen kleinen Maschinen an!

In einem stillen Zimmer, wo in weichen Teppichen jedes Geräusch erstirbt und buntes Glas das matte Licht einer kleinen Lampe zerstreut, legt euch auf den Rücken. Schließt die Augen. Und die kleine Opiumspfeife führt euch dorthin, wo wir leben, um zu leben – und zu nichts anderem. Denn das ist der einzige Zweck des Daseins. Denn auch der karge Gott hat jedem elenden Wurm nur deshalb einen Augenblick aus diesem Leben geschenkt, damit er lebe, das Leben fortsetze, neues Leben hervorbringe. Und dem neuen Wurm wird wiederum ein Augenblick zuteil.

Die Essenz des Daseins ist eine so kostbare Ware, dass ganze Generationen im Laufe von Jahrhunderten – eine Stunde davon erhalten.

Wer sich damit begnügt, hat sich damit abgefunden, zu sterben, bevor er geboren wurde. Wer aber wirklich Mensch zu werden vermochte und mit sich selbst abgerechnet hat – wie es seiner Würde entspricht –, der raube sich täglich vierzehn Stunden. Diese vierzehn Stunden sind gleich dem

achttausendjährigen Leben von vierhundert Generationen. Doch rechnen wir nur fünftausend. An einem Tage lebe ich also fünftausend Jahre. In einem Jahr bedeutet das ungefähr zwei Millionen Jahre. Vorausgesetzt, du beginnst das Opiumrauchen als entwickelter, kräftiger Mann und sorgst mit großer Umsicht für die Erhaltung deiner körperlichen Unversehrtheit – die man am besten einem geschickten Arzt anvertraut –, kannst du zehn Jahre leben. Und dann kannst du im Alter von zwanzig Millionen Jahren dein Haupt ruhig auf das eisige Kissen der ewigen Vernichtung legen.

Wer zu diesem Preis nicht wagt und nicht will, sich zwanzig Millionen Jahre aus der Ewigkeit zu nehmen – der lebe hundert Jahre und vermehre sich in seinen Nachkommen.

Muttermord

Ernő Osvát gewidmet

Wenn schönen und gesunden Kindern früh der Vater stirbt, entsteht daraus gewöhnlich Unheil. Witman hatte bereits zwei Söhne, vier und fünf Jahre alt, als er an einem sonnigen, nur leicht windigen Novembernachmittag von der Welt Abschied nahm. Er starb ziemlich leicht, und im Ganzen hinterließ er nicht viel Trauer. Seine Frau, die Witwe, war eine schöne Frau, doch von sanftem Wesen und starkem Eigennutz. Sie hatte ihren Mann nie gequält, aber über ein gewisses Maß hinaus auch nie geliebt. Bei Männern ist das weit eher verzeihlich als bei Frauen, deren ganzes Leben durch eine solche starke, wenn auch in vieler Hinsicht unvernünftige Empfindung gerechtfertigt, entschuldigt, ja erst wertvoll wird. Doch auch Witmans Frau müssen wir verzeihen, denn schließlich hat sie zwei schöne und kräftige Söhne zur Welt gebracht. In der Straße, in der sie in einem zweistöckigen, baufälligen Haus mit hölzerner Treppe wohnten, schätzte man die blonde,

schwarzgekleidete Witwe entschieden. Dabei war diese Frau anfangs von schwachen Hüften und mit Kinderaugen gewesen. Ich sage: als Mensch weder gut noch schlecht. Ihre beiden Söhne küsste sie ebenso selten, wie sie sie schlug. Es bestand wenig Verbindung zwischen ihnen, wie sich allmählich immer deutlicher zeigte.

Die Jungen gingen in die Nachbarschaft spielen. Lange Nachmittage hindurch bis in den späten Abend hinein ließen sie sich nicht sehen. Sie sprachen wenig und nur miteinander. In ihren kleinen schwarzen Augen glänzte die Seele Witmans, ihres Vaters. Sie kletterten auf Dachböden herum, schnüffelten in alten Truhen, jagten Katzen. Oft krochen sie weiter, durch Dachluken hinaus auf die Dächer bis zu den hohen Brandmauern, zu den eigentümlich geformten, nach Rauch riechenden Schornsteinen. Solange der Sommer währte, gingen sie zum Fluss baden und fingen im Wald Vögel. Witmans Frau gab ihnen zu essen und am Samstagabend frische Unterwäsche. Auch zur Schule ging sie mit ihnen, wenn es galt, sie einzuschreiben. Im Übrigen lebte sie still und nahm still an Gewicht zu. Ein halbes Jahr nach dem Tod ihres Mannes lernte sie einen Bankbeamten kennen,

der ein junger, schöner Mensch war, mit rasiertem Kinn, breiten Schultern, aber feiner, rosiger, beinahe mädchenhafter Haut; Witmans Frau begehrte ihn, und obwohl es ihr schwerfiel, ja sie anstrengte, kokettierte sie auch mit ihm. Der Beamte begleitete sie, besuchte sie, bekam Tee und Küsse. Aus Langeweile und Trägheit verließ der Mann die Frau nicht.

Witmans Söhne kümmerten sich wenig um ihre Mutter und deren Liebhaber; sie hatten ihre eigenen Pläne und Angelegenheiten. Sie kamen ins Gymnasium. Sie streckten sich in die Länge, auf ihren schmalen, kräftigen Knochen spannten sich ihre kleinen Muskeln wie Stahldrähte. Das Lernen erledigten sie leicht, nach dem Aufstehen in einer Viertelstunde. Die Schule spielte überhaupt keine Rolle in ihrem Leben. Sie erkannten das Leben als eine herrschaftliche Beschäftigung und formten die Zeit unbewusst und früh nach ihren eigenen Bedürfnissen.

In einem verborgenen Winkel des Dachbodens richteten sie ihre kleine Hexenküche ein. Pfeile, Gummigewehre, Messer, Zangen, Seile und Schrauben waren hier gesammelt, versteckt und geordnet. An windigen Herbstabenden, wenn sie das

Abendessen beendet hatten – ihre Mutter war in einen rot gebundenen deutschen Roman vertieft –, schlichen sie leise und schnell die Straße hinunter, liefen davon und durchstreiften die halbe Stadt. Sie legten sich auf die Lauer. Streunenden Hunden warfen sie eine Schlinge um den Hals und schleppten sie nach Hause. Sie banden dem Tier das Maul zu und spannten es auf ein Brett. Ihre kleine Lampe leuchtete im großen, braunen, feuchten Halbdunkel des Dachbodens wie ein fernes Licht eines verzauberten Schlosses im Wald. Und die beiden Jungen machten sich mit vorsichtiger, erregter Langsamkeit an ihre Arbeit. Sie schnitten dem Hund die Brust auf, stillten sein Blut, und während sie arbeiteten, lauschten sie dem entsetzlichen, hilflosen Stöhnen des Tieres. Sie betrachteten das schlagende Herz, nahmen die warme, sich bewegende kleine Maschine in ihre Hände und zerstörten mit feinen Stichen die Gefäße, die Klappen.

Sie interessierten sich unerschöpflich für das Mysterium des Schmerzes. Nicht selten quälten sie auch einander, nach gemeinsamer Absprache, durch Schläge oder Kneifen. Die Tierquälerei aber wurde zu einer ernsten und natürlichen Leidenschaft von

ihnen. Ganze Legionen von Katzen, Küken und Enten vernichteten sie mit ihren fortwährend sich entwickelnden, eigentümlichen Methoden. Und niemand wusste von ihrem Treiben. Mit Sicherheit, mit männlicher Sorgfalt und Überlegung verstanden sie sich zu verbergen.

Im Übrigen kümmerte sich im Haus kaum jemand um sie. Im ersten Stock wohnte ein alter Gerichtsbeamter, der selten zu Hause war, und eine Näherin, die mit vier Mädchen arbeitete. Den zweiten Stock bewohnte außer den Witmans nur der Eigentümer des Hauses: ein ganz junger Mann, der Sohn des früheren Besitzers, der sich weder um das Haus noch um die Bewohner viel kümmerte. Im Erdgeschoss befanden sich eine Glaserei und ein Tuchladen. Niemand wusste, wann in diesen Geschäften überhaupt Kunden ein- und ausgingen. Die Witman-Jungen konnten das Haus gleichsam für sich in Anspruch nehmen. Im kleinen, schmutzigen Hof sah man niemals einen Menschen. Der einzige Essigbaum, der in der Mitte des Hofes stand und seit so vielen Jahren seine Knospen, Blätter und Blüten hervorgebracht hatte, mochte wohl fühlen, dass all dies nicht in Ordnung war. Doch das Leben ging auch in dem kleinen, zweistöckigen Haus voran wie

überall sonst. Unter den Bewohnern waren nur die beiden Jungen, die sich gut amüsierten und immer den Mut hatten, an morgen und übermorgen zu denken.

An einem Septemberabend kamen sie erhitzt und keuchend nach Hause. Sie trugen eine gefesselte Eule mit sich. Auf den Dachboden der alten Kirche waren sie ihretwegen geklettert. Eine Woche lang hatten sie nach ihr geforscht, besprochen, wie sie sie fangen und töten würden. Es war ihnen gelungen. Ihre Augen glänzten, und in ihren starken Schultern fühlten sie die Kraft eines Mannes, als sie im Triumph durch die dunklen Straßen nach Hause stürmten. Die Eule hatte sie schon lange interessiert. Ihr Kopf ist wie zwei große Augen. In ihrem Gehirn sind wunderbare alte Märchen verborgen. Sie lebt länger als hundert Jahre… Eine Eule mussten sie haben, unbedingt…

Nun hatten sie sie. Sie zupften ihr einzeln die Flaumfedern aus der Brust und beobachteten, wie in den Augen des geheimnisvollen Vogels die bunten Feuer des Schmerzes nacheinander aufglühten. Dann umwickelten sie mit Draht die Ansätze der Flügel, die Beine, den Schnabel, und so festgespreizt starrten sie lange, wortlos auf das Tier.

Sie sprachen davon, dass der Vogel eigentlich nur ein Haus sei, in das der Schmerz eingezogen sei und darin wohne, bis man die Eule töte. Aber wo wohnt er? Aller Wahrscheinlichkeit nach im Kopf. Schließlich beschlossen sie, sie über Nacht so liegen zu lassen, denn dann würde das Zubettgehen aufregend und schön sein. Und tatsächlich: erregt zogen sie sich aus und lauschten nur darauf, ob vom Dachboden ein Geräusch käme. Sie hatten das Gefühl, eine gespannte Elastizität durchströme ihre Glieder, als ob die vergeblich vergeudete Kraft des gefesselten, sich windenden Tieres zu ihnen, auf sie überginge. So schliefen sie ein.

Im Traum ritten sie gemeinsam über weite Felder auf riesigen weißen Pferden in rasender Jagd dahin. Von schwindelerregend hohen Berggipfeln flogen sie hinab und durchschwammen warme, blutige Meere. Alles Leid und alle Qual, die es auf Erden gibt, wand sich, schrie und heulte dort unter den Hufen der Pferde.

Beim Erwachen lächelte ihnen ein sonniger Morgen entgegen; sie sprangen leicht aus dem Bett. Vom Dienstmädchen ließen sie sich das Frühstück geben, denn Witmans Frau pflegte bis zehn Uhr zu schlafen. Sie eilten zur Eule und machten nun in

einer Stunde mit ihr kurzen Prozess. Zuerst nahmen sie ihr die Augen heraus, dann öffneten sie die Brust, nunmehr den Schnabel des Vogels freigebend, denn sie wollten seine Stimme hören. Dieser Laut, dieser markerschütternde, entsetzliche Laut übertraf jede Vorstellungskraft – gerade deshalb aber mussten sie die Sache bald zu Ende bringen, die Hinrichtung und das Vergraben, denn es war zu befürchten, dass man ihn im Haus hören würde. Im Ganzen waren sie sehr zufrieden; die Sache hatte sich gelohnt.

Am Nachmittag ging der ältere Junge allein von zu Hause fort. In einem Haus hatte er etwas entdeckt. Durch ein Fenster hatte er in einem Zimmer ein halb entkleidetes Mädchen gesehen, das sich in einem rosafarbenen Hemd kämmte. An der Straßenecke kehrte er um und blickte noch einmal hinein. Das Mädchen stand jetzt mit dem Rücken im hinteren Teil des Zimmers, ihre weißen Schultern glänzten beinahe im Sonnenlicht. Der Junge trat durch das Haustor ein. Eine alte Frau kam ihm entgegen, doch zugleich erschien am Ende des Seitenkorridors das sich kämmende Mädchen. Der Junge ging auf sie zu und sagte, er habe sie aus der Nähe sehen wollen, weil sie ihm sehr gefalle. Das

Mädchen strich sanft über das reine Gesicht des schlanken Jungen in kurzen Hosen, der sie mit einem Sprung um den Hals fasste und seine Lippen an ihr Gesicht presste. Währenddessen öffneten sich ringsum leise Türen, und die Köpfe junger Mädchen blickten heraus; bald jedoch zogen sie sich geräuschlos wieder zurück. Am Ende des Ganges brannte ein Öllämpchen mit blauem Glas, dorthin führte das Mädchen den älteren Witman-Sohn. Sie ließen den Vorhang herab, das Nachmittagslicht sickerte gelblich in das nach Parfüm duftende Zimmer. Das Mädchen rollte sich auf den Teppich und ließ sich reglos küssen und umarmen. Witmans Sohn dachte an die Eule, und ihm blitzte der Gedanke durch den Kopf, warum alles, was im Leben schön, groß und aufregend ist, zugleich so schrecklich, unerklärlich und blutig sei. Bald jedoch wurde er des Spiels überdrüssig. Enttäuscht erhob er sich, wartete und betrachtete mit weit geöffneten Augen die Frau. Dann verabschiedete er sich bald, versprach jedoch, ein andermal wiederzukommen. Er fragte nach ihrem Namen – sie hieß Irén –, fand den Namen sehr schön und sagte schließlich:

– Ich küsse Ihre Hand.

An jenem Tag schlenderten die beiden Witman-Jungen bis spät in den Abend über die Felder. Über das Geschehene wurde kein Wort verloren. Der Ältere erzählte, dass in der Luft Wesen lebten, die den Menschen ähnelten, und dass man, wenn ein sanfter Wind wehe, spüren könne, wie ihre Körper in der Luft dahinschwimmen. Dann blieben sie stehen, schlossen die Augen und breiteten die Arme aus. Der ältere Junge behauptete, gewaltige, weichleibige Luftfrauen schwankten um ihn herum und berührten mit Rücken und Brust sein Gesicht. Nach einigen Minuten meldete auch der Jüngere, dass er die Frauen ebenfalls fühle.

Zu Hause, im Bett, sprachen sie noch immer von den Frauen der Luft. Sie kamen auch herein. Geräuschlos glitten sie hinein, berührten kaum die Fensterscheibe mit ihren samtigen Rücken und streckten sich schwebend, gleitend zu ihnen hin auf die Decke, auf das Kissen. Sie legten ihre Hälse an den Mund und das Gesicht der Jungen, dann glitten sie wieder weiter mit schlaffen, trägen und doch leichten Bewegungen. Die ganze Nacht blieben sie im Zimmer. Sich an den Händen haltend, schwebten sie mit lächelnden Gesichtern zum Fenster, dann krochen sie wieder zu ihnen zurück, legten sich auf

sie und schmiegten sich an sie. Erst als der Tag mit strahlenden, warmen Strahlen in das Zimmer einbrach, gingen sie durch das Fenster fort, mit langsamer, schläfriger, schleichender Bewegung, und zerflossen in der frischen Morgenluft.

An diesem Tag gingen die beiden Witman-Jungen gemeinsam zu dem Mädchen. An einem warmen Maitag, zur Mittagszeit, kamen sie von der Schule und schlüpften durch das Tor hinein. Die Frau kam ihnen lächelnd entgegen, zerzaust, doch frisch, mit lautem Lachen, und führte die Witmans in ihr Zimmer. Sie legten ihre Bücher ab, hockten sich auf den Teppich, zogen das Mädchen zu sich, küssten, bissen und umarmten sie. Die Frau lachte mit geschlossenem Mund und schloss die Augen. Die Jungen warfen sich Blicke zu. Beide begannen zu schlagen. Das Mädchen lachte nun mit offenem Mund, als würde man es kitzeln. Die beiden Witmans nahmen Besitz von ihr, zwickten sie, drückten sie nieder, wälzten sie und quälten sie. Die Frau ließ es reglos, keuchend geschehen, dass sie mit ihr taten, was sie wollten. Die Jungen schmiegten sich mit geröteten Gesichtern an ihren rosafarbenen Seidenmorgenrock.

Später sammelten sie ihre Bücher ein und sagten dem Mädchen, sie sei die schönste Frau unter allen, die sie je gesehen hätten. Irén antwortete, dass sie sie liebe, aber wenn sie ein andermal kämen, sollten sie ihr etwas mitbringen, Süßigkeiten oder Blumen. Der ältere Witman erklärte, sie werde mit dem zufrieden sein, was sie bringen würden. Das Mädchen begleitete die Jungen bis zum Tor und küsste ihnen die Hände.

Nach dem Mittagessen schlossen sie sich in ihr Zimmer ein und sprachen über das Mädchen; sie kamen überein, dass das, was sie erlebt hatten, unvergleichlich alles übertreffe, was sie bisher erlebt hatten, sogar die Folter der Eule.

– Nur dafür lohnt es sich zu leben – sagte der Jüngere.

– Das ist es, was wir mit so viel Mühe gesucht haben – erklärte der andere.

An einem strahlend warmen Mai-Nachmittag machten sie sich ohne Bücher auf den Weg zur Schule. Doch sie gingen geradewegs vor das Haus, zum Fenster des Mädchens. Niemand war dort. Sie kehrten um: beim zweiten Mal bewegte sich der Vorhang, und das Mädchen schaute hinaus. Sie blieben stehen. Das Mädchen öffnete das Fenster.

– Kommt ihr morgen Mittag? – fragte sie mit lächelndem Gesicht – Dann kommt und bringt etwas mit – sie winkte und schloss das Fenster.

Die Jungen erröteten und bekamen Herzklopfen bei ihrem Anblick.

– Wir werden ihr Schmuck bringen, ein goldenes Armband oder Ringe – erklärte der ältere Witman nach langem Schweigen.

– Ja, aber woher nimmst du sie?

– Mutter hat welche, wir bitten sie darum.

– Sie gibt sie nicht.

– Wir werden den Schlüssel zum Glasschrank beschaffen.

– Sie gibt die Schlüssel nicht aus der Hand.

– Sie hat aber vier goldene Armbänder und sieben Ringe.

– Und drei Ringe trägt sie auch an den Fingern.

Am Abend schlichen sie um den Schrank herum und hielten Musterung über die Kostbarkeiten ihrer Mutter. Darunter befanden sich zwei prächtige Armbänder, mit Rubinen und Perlen besetzt.

Sie baten Witmanné, ihnen die Sachen zu zeigen. Die Frau – von störrischer Natur, eine weiche, blonde Frau – jagte sie hinaus. Sie fürchtete

sich ein wenig vor ihren Söhnen, fühlte sich ihnen sehr fern.

Die Jungen liefen auf die Straße hinaus, um sich zu beraten.

– Man kann sie nicht darum bitten.

– Unter gar keinem Vorwand.

– Sie wird nichts geben.

– Nein, nein.

– Man müsste den Schrank aufbrechen.

– Sie wacht auf, macht Lärm, dann können wir es ihr wieder nicht bringen.

– Sie wird nicht aufwachen!

Ihre Herzen waren voller Hass gegen ihre blonde, blauäugige, träge und dicke Mutter; sie hätten auch sie gern gequält.

– Ich schlage eine der kleinen Glasscheiben mit dem Griff meines Messers ein, und mehr Lärm wird es nicht geben. Du leuchtest mit der Diebeslaterne, ich greife hinein und hole alle Armbänder und Ringe heraus.

– Nehmen wir nicht alles mit!

– Doch, wir nehmen alles mit; sie braucht es nicht, es soll ihr nichts bleiben, sie soll ihnen nachheulen.

Sie liefen auf den Dachboden hinauf, hielten unter den Werkzeugen Umschau, nahmen sich einen Meißel und eine Zange, überprüften die Laterne und steckten alles ein. Dann gingen sie hastig hinunter und legten sich schlafen. Zuvor jedoch sahen sie durch den Spalt unter der Tür und konnten erkennen, dass im Zimmer ihrer Mutter bereits Dunkelheit herrschte. Beim Ausziehen beschlossen sie, erst gegen Mitternacht hinüberzugehen. Die Strümpfe ließen sie an den Füßen, damit der Boden nicht knarre, und so legten sie sich hin, wachsam, aber ruhig.

In ihren Betten, auf die Ellbogen gestützt, flüsterten sie und schmiedeten Pläne, dass sie mittags, nach der Schule, laufend zu dem Mädchen gehen würden. Die Schätze wollten sie auf dem Dachboden vergraben und nach und nach fortschaffen. Am Morgen würden sie alles leugnen, und wenn ihre Mutter sie schlagen wolle, würden sie davonlaufen. Sie empfanden Freude bei dem Gedanken, dass sie wütend sein und hilflos weinen würde, wenn sie den Schmuck nicht finden würde. Kein einziges Mal kam mehr das Wort auf die Möglichkeit, dass sie aufwachen könnte.

Dann standen sie wieder aus den Betten auf, öffneten das Fenster und beugten sich in die laue Mainacht hinaus. Das Bellen der Hunde, das Rasseln der Wagen, die mit ihrem gelegentlichen Aufklingen die Nacht in Abschnitte teilten, verkürzten das langsame Vergehen der Stunden nicht.

Als endlich die Turmuhr langsam Mitternacht schlug, begannen sie sich vorzubereiten. Sie zündeten die kleine Lampe an; der jüngere Witman-Junge nahm die Zange, die Feile und die Laterne an sich, der andere nur sein geöffnetes Taschenmesser mit der langen Klinge. Er ging voraus. Mit sicherer Ruhe schlichen sie durch das mittlere Speisezimmer, dann ging der Ältere vor und öffnete die Tür zum Schlafzimmer Witmannés. Die Türangel knarrte nicht. Sie atmeten auf.

Witmanné schlief ruhig, zur Wand gewandt; man sah nur ihren dicken, breiten Rücken, den ein gestrickter Schlafrock bedeckte. Sie stellten sich vor den Schrank.

Der Junge hob das Messer, um die kleine Glasscheibe des Schranks einzuschlagen. Einen Augenblick zögerte er, dann schlug er auf das Glas. Das Klirren war laut, furchtbar laut, so laut, als hätte

man eine Kiste voller Gläser aus dem Fenster eines mehrstöckigen Hauses geworfen. Witmanné bewegte sich, drehte sich um, dann stützte sie sich auf den Ellbogen und öffnete die Augen. Ihr Gesicht drückte Verdruss und hartnäckigen Zorn aus, doch sie kam nicht zu Wort, denn der ältere Witman-Junge sprang an das Bett und stieß ihr das Messer in die Brust.

Die Frau sank zurück und fuchtelte mit der rechten Hand in der Luft. Der Jüngere war da schon auf dem Bett und hielt ihre Beine fest. Der Ältere zog das blutige Messer aus der Brust der Mutter und stieß noch einmal zu. Es war nicht nötig, denn sie war bereits tot. Aus ihrer Brust floss das Blut langsam unter der Decke hervor.

– So, das ist in Ordnung – sagte der Ältere – jetzt holen wir die Sachen heraus.

Sie räumten den Schmuck aus dem Schrank: die Armbänder, die Broschen, die Ringe, die Uhr und die lange goldene Uhrenkette. Ruhig legten sie den errungenen, erbeuteten Schatz auf den Tisch, sortierten ihn und teilten ihn einvernehmlich unter sich auf.

– Jetzt beeilen wir uns, wir waschen uns und ziehen uns um.

Sie gingen in ihr Zimmer, wuschen sich die Hände, gossen das Wasser aus, doch ein Umziehen war nicht nötig, an ihren Kleidern war nirgends eine Spur von Blut. Dann gingen sie wieder an den Tatort zurück. Der jüngere Witman-Junge öffnete das Fenster des mittleren Zimmers und wartete dort auf seinen Bruder, der das Zimmer Witmannés von innen abschloss und, aus dem Fenster auf das Gesims tretend, durch das offene Fenster hereinkam.

Die Straße war stockdunkel, totenstill, doch sie mussten sich beeilen, denn die Turmuhr schlug eins, und sie wollten noch schlafen. Sie zogen sich aus, krochen ins Bett und, von den Aufregungen zu Tode ermüdet, schliefen beide schon nach wenigen Augenblicken tief.

Am Morgen weckte sie die Aufräumfrau, die immer pünktlich um halb sieben kam. Sie war es schon gewohnt, dass Witmanné erst um zehn aufstand, und ging deshalb gar nicht in ihr Zimmer. Nachdem sie das Speisezimmer gereinigt hatte, weckte sie gewöhnlich die Jungen, die sich bald wuschen, frühstückten und verschwanden, mit den Schätzen in den Taschen.

– Noch vor der Schule!

– Gut!

– Bei der Stunde müssen wir genau da sein.

– Natürlich, heute besonders.

– Um elf werden wir sowieso nach Hause gerufen.

– Beeilen wir uns.

Das Haustor stand offen. Bis sie auf dem Gang zur Tür des Mädchens gelangten, trafen sie niemanden. Sie traten ein. Die Frau schlief mit gerötetem Gesicht tief; sie deckten sie auf und küssten sie, dann holten sie die Kostbarkeiten aus ihren Taschen hervor. Sie legten sie auf ihren Bauch, auf ihre Brust, auf ihre Schenkel.

– Hier, das haben wir gebracht.

– Das ist alles für dich.

Die Frau kam schwer, aber lächelnd zu sich, zog die harten kleinen Köpfe der beiden Übeltäter an sich, dankte für den Besuch und wandte sich wieder nach innen.

– Heute oder morgen kommen wir.

Mit diesen Worten verabschiedeten sich die Jungen und eilten zur Schule.

Schmith, der Lebküchner

Im städtischen Altertumsmuseum von Leutschau entzifferten wir die Inschrift des Richtschwertes:

„Wenn ich diesen Schwert thue aufheben,
So wünsche ich dem armen Sünder das ewige Leben.”

Ich fasste das verhängnisvolle, große, schwere Schwert mit beiden Händen und versuchte, wie der Henker damit wohl zugeschlagen hatte. Dann fiel mir eine Illustration von Mihály Zichy ein, die mir den Weg wies, und nun ließ ich den alten, doch vortrefflichen Stahl mit heroischem Schwung durch die Luft sausen.

„Entsetzlich!“ flüsterte Margit. Auch mir lief es kalt über den Rücken. Ich fühlte die Grausamkeit der Hinrichtung mit dem Schwert, sah den Leutschauer Henker vor mir, auf den Lippen den grausamen, christlichen Gedanken: „Wenn ich diesen Schwert thue aufheben, so wünsche ich dem armen Sünder das ewige Leben.“

„Das ist das Richtschwert“, buchstabierte Margit das erklärende Täfelchen, „das ist das Schwert, mit dem das letzte Todesurteil vollstreckt wurde. Der Delinquent war Schmith, der Lebküchner, der seine Frau ermordet hat.“

„Wann war diese Hinrichtung?“ fragte ich den Wächter. Der aber wusste nichts zu sagen.

Ich war schon im Begriff, mich zu ärgern – die Geschichte dieses Schmith, des Lebküchners, interessierte mich, und mochte sie auch noch so unbeholfen vorgetragen werden, ich wollte sie auf der Stelle hören –, da wiederholte Margit die Frage:

„Wann war es, wann?“ fragte sie mit singender Stimme.

„Am einunddreißigsten Dezember“, sagte ich, „im Jahre 1732. Man beeilte sich damit, denn 1733 verlor Leutschau bereits das Schwertrecht.“

„1733? Und warum?“

„Das hatte vielerlei Gründe“, antwortete ich leicht und mit erklärender Überlegenheit. „Sehr vielerlei. Der König entzog das Schwertrecht durch Verordnung, das, wenn ich mich recht erinnere, Johann Zápolya verliehen hatte – obwohl ich mir dessen in diesem einen Punkt nicht ganz sicher bin. Also: die Hinrichtung war am 31. Dezember 1732.

Die Geschichte dieses Schmith mit seiner Frau werde ich Ihnen übrigens ausführlich erzählen.“

„Gut“, sagte Margit, „es interessiert mich sehr – aber woher wissen Sie das?“

„Woher ich es weiß“, erwiderte ich etwas unbestimmt, „die ganze Sache steht ausführlich in einer Chronik, die ich – ich weiß nicht mehr wo – gelesen habe.“

Wir waren mit dem Museum fertig, durchquerten die riesige, mit Steinquadern gepflasterte Halle, aus deren Kamin der feine Geruch von Ruß aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert strömte, und gingen die breiten Treppen hinunter.

Später, in der Jakobskirche, zwischen den Flügelaltären, den vergoldeten Holzfiguren und den Sarkophagen, begann ich die Geschichte.

„Sehen Sie“, sagte ich zu Margit und zeigte auf den Wappensitz des Zunftmeisters der Lebküchner, „hier hörte Schmith, der Lebküchner, sonntags die Messe. Wenn ich mich recht erinnere: Fabian Schmith. Hier saß er zwischen den Zunftmeistern der Blaudrucker und der Buchbinder, wie man an den Zunftzeichen erkennen kann.

Er war ein schweigsamer Mensch; er verstand es, zu verbergen, was er dachte und fühlte. Deshalb wählte man ihn schon im Alter von vierunddreißig Jahren zum Zunftmeister. Damals imponierte das den Leuten – um siebzehnhundert.

In diesem hässlichen, blassgesichtigen Mann mit den wässrigen Augen und dem fischartigen Mund steckte ein harter deutscher Wille. Dazu kam sein rötlich-blondes Haar. Solche Männer vermögen jahrelang zu lieben – zäh, stumm, eifersüchtig, wie ein Maulwurf. Überdies war er der beste Lebküchner in Leutschau. Er hatte im Ausland gelernt, in Nürnberg und in Dresden, wo damals das Lebküchnerhandwerk seine Blütezeit erlebte.

Damals liebten die Menschen das Lebkuchenwerk. Es war keine Kuriosität, sondern eine Delikatesse, und Konditoren gab es noch nicht. Sie können sich also vorstellen, wie Schmith das Gold haufenweise in seiner Truhe anhäufte. Er hatte Ansehen, er hatte Geld – nur gute Freunde hatte er nicht. Niemand liebte diesen Schmith.

Es gibt solche Menschen. Vor sich selbst schämen sie sich, wenn sie die Liebe oder die Freundschaft eines anderen suchen wollten. Ihre Haut ist nach außen hin kalt wie die einer Schlange,

ihre Hände sind feucht, doch innen schmerzt sie ihre Verlassenheit, und ihr Trotz sticht ihnen ins Herz zurück. In jedem wittern sie den Abscheu, den Widerwillen, die Abneigung, die sie mit ihrer Hässlichkeit und ihrer Verschlossenheit hervorrufen. Sie fühlen und sehen, dass es kein Entrinnen gibt, dass sie seit ihrer Geburt zu Unglück, Elend, Einsamkeit und Ablehnung verurteilt sind. Nun, was soll ich Ihnen das weiter erklären – ein solcher Mensch war Schmith, der Lebküchner.

Im Alter von fünfunddreißig Jahren beschloss er zu heiraten. Lange zerbrach er sich den Kopf darüber, ob es gut oder schlecht sein würde. Er fürchtete, man würde über ihn lachen – darüber, dass ein so hässlicher, verschlossener, kalter Mensch überhaupt an Ehe und Liebe denke. Und ihn schauderte bei dem Gedanken, dass seine Frau ihn betrügen werde. Denn es gab so viele schöne Männer, so viele freundliche, warmstimmige, heißmündige, kräftige und junge Burschen. Ich sage Ihnen, Schmith grübelte lange, doch schließlich fasste er seinen Entschluss.

Was ist mein Gold wert, und was nützt es, dass ich Zunftmeister bin? Nichts. Niemand liebt mich. Von den Menschen kann ich mir weder Liebe noch

Mut erbetteln – dazu bin ich nicht fähig. Aber für mein Geld kann ich ein schönes Mädchen bekommen. Man wird mir sogar das schönste Mädchen von Leutschau zur Frau geben, weil ich reich bin. Und wenn uns der Herr Propst Maurer Constant in der Kirche traut, dann ist die Frau verpflichtet, mich zu lieben, verpflichtet, meinen Mund heiß zu küssen, und verpflichtet, mich zu umarmen, sooft ich es will. – So sann Schmith vor sich hin und entschloss sich zu heiraten.

Nur darin lag sein Fehler, dass er ausgerechnet das schönste Mädchen wählen musste. Solche Menschen verlangen mit einem Schlag Entschädigung für all ihr Unglück und ihren Schmerz. Auch Schmith wollte, dass man ihn nun obendrein beneidete. Er hielt um Eva, die Tochter des Goldschmieds Paul Walter, an. Binnen vier Wochen war die Hochzeit beschlossen – im März, im März des Jahres 1742."

„Vorhin sagten Sie doch zweiunddreißig", warf Margit lächelnd ein.

„Zweiunddreißig? Gewiss – es handelt sich um das Jahr siebzehnhundertzweiunddreißig", fuhr ich fließend fort. „Im März war die Hochzeit. Schmith bat den Zunftmeister der Blaudrucker, Melius, zu

seinem Trauzeugen – einen Nachfahren des Péter Melius Juhász, Sie wissen, von dem in den ungarischen Literaturgeschichten die Rede ist. Die Walters wollten den Stadtrichter zum Trauzeugen wählen – seinen Namen weiß ich nicht, schließlich kann man sich nicht alles merken –, doch der Stadtrichter lehnte ab. Ein anderer übernahm die Rolle.

Der Grund war der, dass der Sohn des Stadtrichters bis zur Raserei in Eva verliebt war, und eigentlich hätte er sie heiraten sollen. Doch der alte, geizige Paul Walter gab ihm die Tochter nicht. Offenbar wollte er einen reicheren Schwiegersohn. Die Goldschmiedekunst und der Umgang mit Gold machen die Menschen habgierig. Das ist Paul Walters Entschuldigung: er, der sein ganzes Leben mit Gold gearbeitet hatte, glaubte tatsächlich, dass Gold gleichbedeutend mit Glück sei. Davon war er überzeugt. Und er wollte seine Tochter glücklich sehen.

Eva widersprach nicht – das war damals nicht üblich. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hatten die Eltern viel größere Macht. Die Könige ebenso, die Obergespane ebenso, die Stadtrichter ebenso. Verstehen Sie?“

„Ich verstehe“, antwortete Margit verständig.

„Nun – und selbstverständlich war Eva bei der Hochzeit bleich, wie es sich gehört. Sie war bleich, und in vielen silberarmigen Leuchtern brannten vierhundert Kerzen. Es war eine ernste, düstere Hochzeit. Die Männer tranken viel schweren roten Wein, und es wurde wenig getanzt. Drei schwere eiserne Truhen bargen die Aussteuer der Braut. Es war eine wunderschöne, kostbare Aussteuer: Goldstickerei, Brautkränze, Saffian, Brokat, Seide, Samt, Batist – und all die feinen Dinge, die man sich nur vorstellen kann. Das tröstete auch Eva. Eitel wie sie war, schwärmte sie für Seide, und sie wusste, dass Schmith Fabian ihretwegen nicht sparen würde. So etwas spürten zwanzigjährige Mädchen damals ebenso.

Und Schmith sparte auch nicht. Aber natürlich konnte er seine Frau nicht glücklich machen. Wäre es ein anderes Mädchen gewesen – ein kühles, sanftes, bescheidenes Wesen –, vielleicht hätte es noch gehen können. Doch Eva war eine schwarzäugige, rotwangige, heiße Natur, wie eine blutreiche Orange, die heftig und gewaltsam nach dem einen Augenblick vollkommener, ganzer Glückseligkeit verlangt. Nun, das konnte Schmith

ihr nicht geben. Sie empfand Abscheu vor seinen Zärtlichkeiten, vor seiner Demut, vor seiner entsetzlich leidenschaftlichen und doch beschämten und verborgenen Liebe.

Schmith fühlte immer, dass er eigentlich kein Recht auf diese schöne Frau hatte; er fürchtete sich stets, war eifersüchtig wie ein wütender Hund, der nicht bellt, sondern beißt. Und er war noch hässlicher, wenn er sie ansah. Dann glänzten seine wässrigen Augen wie die eines Frosches. Man konnte darin sehen, dass er sich für alles entschädigt glaubte, dass ihm dieses schöne Weib gehören durfte. Dass sie dabei kalt blieb unter seinen widerwärtigen Reptilienküssen, kümmerte ihn nicht. Diese Erniedrigung steigerte nur die Kraft seiner infernalischen Leidenschaft.

Im Dezember desselben Jahres, am achten, fuhr Schmith auf den Markt nach Käsmark. Von Leutschau nach Käsmark ist es eine Tagesreise mit dem Wagen. Er nahm prächtige Waren mit sich, unter anderem neuartige Spiegelherzen, deren Erfindung von seiner Liebe zu seiner Frau inspiriert war. Am neunten und zehnten war Markt. Am elften Abend hätte Schmith heimkehren sollen – doch er ließ den zweiten Sonntag sausen und kam schon am

Abend des zehnten zurück. Den Sohn des Stadtrichters fand er freilich im Schlafzimmer. Er traf ihn nicht an – die Tür war verschlossen. Er klopfte, brach sie auf; eine furchtbare Kraft war in ihm. In diesem Augenblick sprang der Sohn des Richters aus dem Fenster. Schmith sagte kein Wort. Er stürzte auf seine Frau zu und erwürgte sie. Das konnte man von Schmith wohl erwarten, nicht wahr?“ – fragte ich Margit ein wenig besorgt.

„Ja“, antwortete sie schlicht.

„Im Gefängnis war Schmith ruhig. Er betete viel, wie es sich für einen frommen Mann und Zunftmeister gehört, und erwartete den Tod mit einer gewissen Genugtuung. Ich könnte sagen, er freute sich über das, was er getan hatte. Als Ausgleich für all seine eigenen Leiden, für die Qualen der Eifersucht, für die freudlosen Tage voller Arbeit – hatte er nun seine Frau endgültig und unwiderruflich zu der Seinen gemacht; er hatte sie aus dem Leben herausgerissen wie der Angler den Fisch aus dem Wasser. Sie gehörte ihm, man konnte sie ihm nicht mehr streitig machen. Eine solche niedrige, schändliche Genugtuung empfand Schmith.

Das Urteil nahm er gleichgültig hin; er sagte kein einziges Wort. Am Silvestertag wurde das Todesurteil vollstreckt. Die ganze Stadt war zugegen, mit Ausnahme der Walters. Der Sohn des Richters hingegen sah der Hinrichtung aus nächster Nähe zu. Schmith erblickte ihn, doch sein Gesicht blieb ruhig.

Niemand bedauerte den Lebküchner – gerade deshalb, weil er weder Reue noch Todesfurcht zeigte.

Mit gefalteten Händen, kniend und betend, empfing er den Schlag des Henkers, der ihm mit einem Hieb den Kopf vollständig abschlug."

Hier machte ich in meiner Erzählung eine Pause und prüfte an Margits Gesicht die Wirkung der Geschichte. Sie war ein wenig befangen – was ich den schauerlichen Elementen meiner Erzählung zuschrieb, dem Henker, der Hinrichtung und dergleichen –, doch ihre Augen waren nicht feucht. Ich hielt es für klug, das Gespräch auf etwas anderes zu lenken, damit mein Misserfolg möglichst nicht offenbar werde. (Denn ich muss gestehen: ich hatte auf ihre Tränen hingearbeitet.)

Dann versanken wir beide in die Betrachtung des gewaltigen gotischen Hauptaltars, eines Werkes

von Meister Paul von Leutschau – ein Gebilde von wunderbarer Schönheit.

Rozi

Oft sagte ihre Mutter über Rozi:

„Aus ihr wird das."

Das wurde sie nicht. Sie heiratete.

Zum Dienen kam sie nach Pest. Hier lernte sie Jóska Molnár kennen. Schon damals kannte sie viele andere junge Männer: einen Holzarbeiter, einen Gehilfen aus einem Gasthaus, einen Feldwebel. Allesamt waren sie gut aussehend und verdienten gut. Außerdem machte ihr auch ihr Herr den Hof, ein Arzt, ebenso dessen Neffe, ein junger Jurist, der ihretwegen häufig zu Besuch kam. Rozi – im Gegensatz zu vielen Bauernmädchen, die so etwas nicht zu schätzen wissen – war stolz darauf, dass sie so vielen gefiel. Sie freute sich, wenn der Herr sie ansah. Sie merkte sich genau, wann der junge Herr zu Besuch kam. Und an Sonntagnachmittagen hatte sie Verabredungen: wohl eingeteilt mit dem Steinmetz, dem Gehilfen aus dem Gasthaus und dem Feldwebel. Doch keinem gab sie sich hin. Sie dachte: erst als verheiratete Frau.

Jóska mochte sie am liebsten. Dieser riesenhafte, eisenstarke Maurer weckte in ihr eine

kitzelnde Furcht und trotzige, boshafte Begierden. Sie fürchtete ihn, und zugleich erregte sie der Gedanke, dass Untreue oder Bosheit an seiner Seite eine gefährliche Sache wären. Instinktiv zog sie diese Gefahr an – die Möglichkeit, dass man ihr den Hals umdrehte oder sie halbtot prügelte –, und sie reizte die Aufgabe, auch wenn sie es sich selbst nicht eingestehen konnte, dies mit List, mit Küssen, Schmeichelei und kleinen Lügen abzuwenden – um den Preis der Erniedrigung des Mannes. Als Jóska erklärte, er wolle sie heiraten, zögerte sie keinen Augenblick.

Die Trauung fand in der Kirche am Bakács-Platz statt. Zu diesem Anlass trug Rozi ein weißes Kleid aus Baumwollstoff, feine Garnhandschuhe, und ihr Haar glänzte nur so vom Rosenöl. Mit ihrer kleinen Stupsnase, den kornblumenblauen, schelmischen Augen und ihrem weißen, vornehmen Gesicht – das sogar ihre gnädige Frau, die Doktorsgattin, oft lobte (freilich nur vor ihren Freundinnen) – sah sie sehr gut aus. Die Zeremonie rührte sie nicht, und selbst der Kranz aus künstlichen Blumen auf ihrem Kopf hatte nichts Feierliches an sich. Jóska blieb fast der Atem weg, als er sie erblickte, doch zugleich fuhr ihm ein

Gefühl von Angst – ja, beinahe von Schrecken – ins Herz.

Am Abend wiederholte sich dieses Gefühl. Rozi trug nämlich durchweg feine, vornehme Unterwäsche: lange schwarze Seidenstrümpfe und ein zartes, spitzenbesetztes Hemd.

„Das hast du gestohlen!“ – fuhr der junge Ehemann sie an.

„Ach was, geh doch! Das habe ich von meiner gnädigen Frau bekommen, frag nur nach!“ – lachte Rozi und begann, Jóska zu kitzeln.

Zum Abendessen ließen sie sich Gulasch aus der Schenke bringen und zwei Liter Wein.

Jóska war berauscht und glücklich. Gut gelaunt pfiff er bei der Arbeit, und abends brachte er mit Freude seinen Verdienst nach Hause. Vier bis fünf Kronen verdiente er täglich. Die Frau erklärte, man müsse sparen, sie würden Geld zurücklegen. Nicht für ein Kind – denn ein Kind wolle sie nicht, und sie wisse, wie man das verhindere –, sondern für sich selbst, um im Alter herrschaftlich leben zu können.

„Wir werden Lehnstühle kaufen, darin sitzen, Zeitung lesen, und einmal in der Woche treffen wir uns mit Bekannten zum Kartenspielen, zum Plaudern, zum Teetrinken“ – so träumte Rozi.

„Tu nicht so vornehm!“ – sagte Jóska. „So etwas mag ich nicht.“

Doch lange konnte er ihr nicht widersprechen, und als die Frau immer wieder ähnliche Träume ausbreitete, schwieg er schließlich.

Der Frau bereitete die Macht Freude, die ihr ihr eigener Reiz, ihre Liebenswürdigkeit und ihre Schönheit verschafft hatten. Sie missbrauchte sie. Sie verbot Jóska, zur Gewerkschaft zu gehen und die Arbeiterzeitung zu lesen. Jóska gehorchte. Er fühlte, dass das im Grunde etwas Beschämendes, Elendes war, doch er konnte nicht anders. Vieles andere missfiel ihm ebenfalls, und dennoch vermochte er nichts an den Verhältnissen zu ändern. Die vielen wohlriechenden Seifen, die Rozi zusammenkaufte – ihr Zimmer war ganz von ihrem Duft erfüllt. Die vornehmen, hochhackigen Schuhe, von denen sie behauptete, sie habe sie von ihrer früheren Herrin geschenkt bekommen. Das grelle Seidentuch, das sie so geschniegelt trug. Ihr schlenkernder Gang … Und vieles andere mehr lag Jóska nicht. Er wusste von sich, dass er ein fleißiger, starker Mann war, und dennoch beschlich ihn das Gefühl, dass die Frau nicht bei ihm bleiben würde. Er fühlte, es wäre vielleicht klug, die

unruhige Frau von Zeit zu Zeit gründlich durchzuprügeln – doch er wagte es nicht. Sie hatte bei Herrschaften gedient, dachte er, hatte etwas Herrisches an sich, sie würde ihn am Ende noch verlassen. Und dieses Risiko wagte er nicht einzugehen.

Seit anderthalb Jahren waren sie verheiratet, als Rozi damit herauskam, dass sich für sie eine Hausmeisterstelle anbiete. Sie bekämen dafür eine Wohnung – und das sei viel wert. Wie viel mehr könnten sie zurücklegen! Wie viel schneller könnten sie sich ein Grundstück, ein Haus in Szentlőrinc oder in Pécel kaufen! Wie viel eher würden sie Herrschaften sein!

Einen Monat später zogen sie ein. Jóska arbeitete weiter, Rozi hingegen füllte die Würde der Hausmeisterin geschickt aus. Man mochte sie im Haus. Mit Freude zeigte sie ihrem Mann die vielen Trinkgelder, die sie einsammelte. Jóska freute sich darüber nicht sonderlich. Die Frau verdiente beinahe ebenso viel wie er selbst.

Zu dieser Zeit konnte er seine Eifersucht nicht mehr verbergen. Eines Abends beim Abendessen, als er von der Arbeit sehr müde war, während die Frau ungewöhnlich lebhaft um ihn herum hantierte

und vor sich hin sang, platzte es plötzlich aus ihm heraus:

„Ich sage dir: Lass mich ja nicht erfahren, dass du dich in einer der Wohnungen drinnen aufhältst, sonst breche ich dir das Rückgrat!“

„Warum sollte ich denn nicht bleiben?“ – schnippte Rozi zurück.

„Schweig, du weißt ganz genau warum!“ – schrie der Mann und schlug mit aller Kraft auf den Tisch.

In der folgenden Woche besuchte sie Jóskas Schwager, ein Steinmetz. Er kam früh am Morgen an und blieb eine Nacht bei ihnen.

An jenem Abend, als Jóska auf dem Heimweg war, kam Rozi ihm entgegen – etwas, das zuvor noch nie geschehen war. Die Frau bat ihn, er möge beim Abendessen bestätigen, was sie dem Schwager vorgelogen hatte: dass sie ein Grundstück für zweitausendfünfzig Forint gekauft hätten. Jóska geriet regelrecht in Wut und wollte zunächst unter keinen Umständen einwilligen. Schließlich tat er es doch auf Rozis Bitten hin. Der Erfolg blieb nicht aus: Der Schwager wurde blass vor Neid. Die Frau freute sich so sehr darüber, dass sie kaum zu bändigen war.

Am Morgen, als der Schwager weiterreiste, sagte er zu Jóska:

„Du hast eine schöne Frau und eine fleißige dazu, aber pass besser auf sie auf – die jungen Herren aus dem Haus gehen bei ihr ein und aus, um mit ihr zu plaudern. Das wird kein gutes Ende nehmen!“

Den ganzen Tag über dachte Jóska bei der Arbeit daran. Es schmerzte ihn sehr. Doch am Abend brachte er kein Wort heraus. Er schämte sich. Erst drei oder vier Tage später kam er darauf zurück:

„Du – lass ja niemanden ins Zimmer, sonst schlag ich dich tot.“

„Aber wer mich sucht, kommt eben herein – er weiß doch, dass hier der Schlüssel zur Waschküche ist, der Dachbodenschlüssel!“

„Ich weiß. Aber nimm dich in Acht – wenn ich etwas über dich erfahre, dann geschieht, was ich gesagt habe.“

„Ach geh doch!“ – lachte Rozi und begann zu singen.

„Schon gut, schon gut“, tobte Jóska, „sing nur weiter, du wirst schon sehen, was hier noch passiert. Wir werden von hier weggehen!“

„Das fehlte noch! Ich gehe nicht."

„Doch, du kommst."

„Sei vernünftig – wovon kaufen wir dann ein Haus? Das Geld geht ja für die Wohnung drauf."

Jóska fand keine Ruhe. Die Arbeit ging ihm nicht von der Hand. Er lebte in ständiger Unrast. Er schöpfte Verdacht. Die Frau vernachlässigte ihn. Wochenlang nähte sie die abgerissenen Knöpfe nicht wieder an seinen Rock. Am Abend wartete sie nicht mit warmer Suppe auf ihn. Sie brachte Ausflüchte vor und setzte ihm kalten Aufschnitt hin, während sie selbst nur zusah. Offenkundig hatte sie schon vorher gegessen. Jóska fühlte sich sehr fremd, hundeelend. Er wusste nicht, was er tun sollte. Er schlenderte in die Schnapsschenke an der Ecke und trank ein Gläschen. Danach beruhigte er sich etwas und schlief tief.

Während der Arbeit grübelte er unaufhörlich darüber nach, dass seine Frau zu Hause mit jemandem zeche. Instinktiv griff er nun auch morgens und mittags zum Schnaps – und immer mehr. Zugleich brachte er nicht den Mut auf, nach Hause zu gehen. Er war fest überzeugt, dass er, wenn er es täte, jemanden bei der Frau antreffen würde. Er wusste auch, dass er es gerade deshalb tun

müsste: eines Vormittags die Arbeit liegen lassen und nach Hause sehen. Doch er schob es immer wieder hinaus.

Seit Wochen hatte er keinen Kuss mehr bekommen. Sie sprachen kaum miteinander. Eines Abends wollte er die Frau dennoch umarmen. Doch Rozi ließ ihn nicht an sich heran. Jóska wurde zudringlich. Rozi trat nach ihm, kratzte ihn, kicherte. Und dem Mann fehlte die Kraft, gewalttätig zu werden. Bitter, mit Abscheu und stumm brach er den Kampf ab.

Lange konnte er nicht einschlafen. Dann fasste er den Entschluss, am nächsten Tag doch nach Hause zu gehen.

Am Morgen trank er ein ganzes Deziliter Schnaps. Bis zehn Uhr arbeitete er. Dann meldete er dem Vorarbeiter, er müsse fort und komme erst nach dem Mittag wieder zur Arbeit zurück. Seine Knie zitterten, er fror, und das Herz tat ihm weh. In der Spiegelglasscheibe eines großen Schaufensters erblickte er sich selbst. Er erschrak – so bleich und jämmerlich sah er aus. Er stieg in die Straßenbahn. Die Fahrt erschien ihm entsetzlich lang, als wäre er schon seit dem Morgengrauen unterwegs. Er vergaß auszusteigen; die Bahn fuhr eine Station weiter. An

der Ecke kippte er noch hastig einen kleinen Pflaumenschnaps hinunter. Dann machte er sich mit großen Schritten auf den Weg zum Haus. Niemand sah ihn hineingehen. Über den dunklen Seitenflur, der zu ihrer Tür führte, huschte er rasch und lautlos.

Die Tür war verschlossen.

Und das Fenster mit einem großen Tuch verhängt!

Er überlegte, ob er das Fenster einschlagen solle. Wenn er dort eindrang, könnte unterdessen jemand durch die Tür entkommen, und wegen des Tuchs würde er nichts sehen. Also trat er zur Tür. Er warf sich dagegen. Er konnte sie nicht aufbrechen – sie war von innen verriegelt. Drinnen hörte er hastiges, verstörtes Reden. Dann ein Hin- und Herlaufen, geschäftiges Treiben. Doch keine Stimme fragte, wer da sei.

„Mach auf“, sagte Jóska heiser. Niemand antwortete.

„Mach auf, ich tue dir nichts“, wiederholte er nun lauter. Plötzlich ertönte drinnen eine kräftige Männerstimme:

„Machen Sie auf, Frau Hausmeisterin, sonst wird Ihr Mann noch etwas Schlechtes denken. Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen nicht

abschließen. Ich werde öffnen. Aber ich warne den Herrn Hausmeister: Er soll es nicht wagen, mich anzurühren, sonst schieße ich. Verstanden? Ich habe einen Revolver!“

„Ja“, keuchte Jóska wie gelähmt.

„Haben Sie verstanden? Wenn Sie mich anrühren, erschieße ich Sie.“

„Ja“, wiederholte Jóska mechanisch.

Die Tür sprang auf. Ein schlanker, bartloser junger Mann öffnete; in der rechten Hand hielt er Jóska einen Revolver entgegen.

„Treten Sie zur Seite“, sagte er mit einer erschrockenen und zugleich die Angst verbergenden Entschlossenheit.

Der Arbeiter wich mechanisch zurück. Der junge Mann ging langsam weiter, die Browning auf die Brust des anderen gerichtet. Als er die Ecke erreichte, beschleunigte er seine Schritte.

Jóska konnte ungehindert das Zimmer betreten. Ihm schlug die dumpfe, schwere Nachtluft entgegen, in der sich der Duft des Körpers seiner Frau mit dem Geruch der Seifen vermischte. Die Frau lag im Bett.

„Was wollen Sie jetzt hier?“ – rief Rozi schmollend.

„Was ich will?“ – murmelte Jóska. „Was ich will?“ – und er nahm vom Nagel das Beil. Die Frau sah, dass jedes Wort vergeblich wäre, und begann aus voller Kraft zu schreien:

„Hilfe! Hilfe!“

Sie sprang aus dem Bett. Doch Jóska war schon bei ihr und drückte sie mit einer Hand nieder.

„Was ich will!“ – wiederholte er und schlug mit aller Kraft auf ihre Stirn. Ein dumpfes Krachen war zu hören.

„Was ich will!“ – wiederholte Jóska und schlug noch einmal zu. Die rosafarbene, karierte Bettdecke wurde von Blut überflutet.

„Was ich will!“ – murmelte Jóska und hob das Beil ein drittes Mal. Doch er schlug nicht mehr zu. In diesem Augenblick blickten ihn Rozis blaue Augen an – schmerzlich, verschleiert, leidend. Dann seufzte Rozi tief und schloss die Augen.

Menschen strömten ins Zimmer, und auf den Gängen und Treppen liefen Dienstboten und Kinder durcheinander, hin zur Hausmeisterwohnung.

Tante Irén

Mit Tante Irén machte ich die Bekanntschaft im Hause ihres Schwiegersohns, meines guten Freundes Sándor Sentei.

Nach den Universitätsjahren hatten wir uns aus den Augen verloren, doch wir standen in regem Briefwechsel. Er lud mich unablässig ein, ihn zu besuchen. Ich wiederum versprach ihm vier- oder fünfmal im Jahr mit voller Gewissheit, dass ich kommen würde – und blieb doch jedes Mal aus. Ich fürchte mich vor dem Reisen. Die ungarischen Eisenbahnen fahren langsam und haben Verspätung. Manchmal nur wenig, zwanzig oder dreißig Minuten. Und gerade diese zwanzig bis dreißig Minuten sind es, die es mir außerordentlich schwer machen, mich überhaupt dazu zu entschließen, in einen Zug zu steigen. Die Zeit verging. Sándor heiratete. Er schickte mir das Bild seiner Frau. Er schickte mir das Bild seines kleinen Sohnes … Endlich, an einem schönen Oktobertag, fasste ich den Entschluss, ihn zu besuchen.

Ich wurde ausgezeichnet empfangen. Ihre schöne Wohnung überraschte mich. Den kleinen

Jungen fand ich entzückend. Nur seine Frau gab mir zu denken. Sie war eine ganz schablonenhaft hübsche und schablonenhaft reizende kleine Provinzfrau. Sie wich völlig von jenem Frauentyp ab, für den Sándor und ich in unseren Studentengesprächen so geschwärmt hatten, wobei wir übereingekommen waren, dass wir, sollten wir jemals heiraten, ausschließlich eine Frau dieses Typus wählen würden. Ein geübter Menschenkenner – also jemand, der auf solche Dinge konsequent achtet – hätte auf den ersten Blick feststellen können, dass die junge Frau keinerlei bedeutende Vorzüge besaß. Ja, selbst in ihrer Unbedeutendheit fehlte ihr jener Stil, jene Form, jener Reiz, die eine Frau schon an sich bedeutend machen können.

Ich wunderte mich; ich hatte Sándor nicht für einen Menschen gehalten, der sich in seiner Ehe vergreifen könnte. Er war stets ein vorsichtiger, klar denkender, gründlicher Mensch gewesen, der sich niemals von augenblicklichen Launen hinreißen ließ.

Vor dem Mittagessen gingen wir spazieren. Wir durchstreiften die angenehme kleine Bergstadt.

„Beim Mittagessen“, sagte Sándor, „wirst du meine Schwiegermutter kennenlernen, Tante Irén.

Ich bin gespannt auf deine Meinung – ich verehre sie geradezu!“

In der Tat fanden wir Tante Irén bereits zu Hause vor: eine große, weißhäutige, grauäugige, von makelloser Gestalt und von schöner Erscheinung. Ich beneidete Sándor förmlich, als er seine schöne, schwarzhaarige Schwiegermutter umarmte und küsste. Tante Irén lachte heiter, reichte auch mir ihre elfenbeinfarben gelblichweiße, feine kleine Hand und begann mit außergewöhnlichem Charme und aufrichtigem Interesse zu fragen – nach unserer Freundschaft, warum ich nicht früher gekommen sei, wie sehr Sándor mich erwartet habe und wie sehr auch sie den Wunsch gehabt hätten, mich kennenzulernen.

Beim Mittagessen saß sie am Kopfende des Tisches und führte unablässig das Wort. Unwillkürlich überließen wir uns alle dem Zauber ihrer wunderbaren, melodischen Stimme. Mir war sofort klar, dass die Triebfeder von Sándors Ehe nicht in seiner Frau, sondern in seiner Schwiegermutter zu suchen war. Selbst über Kleinigkeiten sprach sie interessant, klug, mit männlicher Logik und zugleich mit mädchenhafter Naivität. Jeder ihrer Sätze war wohlgeformt und

angenehm. Sie verfiel nicht in jenen Fehler, den man bei falschen grande dames so oft beobachtet, dass sie unaufhörlich vortragen und andere nicht zu Wort kommen lassen. Tante Irén bezog uns alle in das Gespräch ein. Sie lachte herzhaft, doch nicht lange. Sie missbrauchte die Schönheit ihres Lachens nicht, wie so viele Frauen, die wissen, dass ihr Lachen angenehm klingt.

Dabei kam auch ihr verstorbener Mann zur Sprache, der sie im Alter von sechsundzwanzig Jahren als Witwe zurückgelassen hatte. Sie erzählte etwas von ihm – eine heitere kleine Begebenheit, in der der Selige mit einer treffenden Bemerkung auftrat. Tante Irén lächelte. Auf ihrem Gesicht war keine Spur jener gekünstelten Ernsthaftigkeit, die bei bürgerlichen Frauen so unerquicklich wirkt. Doch ihre beiden schönen Augen füllten sich mit Tränen, und ein Tropfen rollte über ihr weißes Gesicht auf die Spitzenbluse. Sie wischte sich die Augen nicht. Sie fühlte, dass die Benutzung eines Taschentuchs das Gespräch für Minuten unterbrechen und eine dissonante Pause hervorrufen würde. Sie sprach weiter.

Diese vierzigjährige Frau war für mich eine völlig neue, überraschende und nie zuvor gesehene

Erscheinung. Maupassant, Stendhal und Balzac kamen mir in den Sinn. In ihren Romanen hatte ich von solchen wunderbaren Frauen gelesen. Doch bis zu diesem Tag hatte ich nicht an ihre Existenz geglaubt – so wie man das nicht glaubt, was man nie gesehen hat. Tante Irén jedoch war ein lebendiger Beweis für die Wahrheit der großen französischen Schriftsteller.

Ich beobachtete Sándors Frau. War sie nicht eifersüchtig auf die große Anziehungskraft ihrer Mutter? – Sie war es nicht. Gut gelaunt trat sie in den Hintergrund, betrachtete mit Bewunderung das Gesicht von Tante Irén, und man sah ihr an, dass sie sich freute, wie wohl wir uns bei ihrem Mittagessen fühlten. Ich glaube, die höchste seelische Regung dieser jungen Frau bestand darin, dass sie das Wesen der Älteren verstand und genoss – jene große Kunst der Natur, die sich in deren Erscheinung, Stimme und Bewegungen offenbarte.

Nach dem Essen spielten wir vierhändig mit Tante Irén. Eine Beethoven-Sinfonie. Sie spielte sehr gut Klavier. Hier und da ließ sie in den Läufen einige Töne aus, doch ihr Rhythmusgefühl erwies sich als vollkommen, und die Stimmen hob sie mit vollem Verständnis hervor oder ließ sie

zurücktreten. Ich überließ ihr absichtlich das Pedal. Sie handhabte es auf die denkbar diskreteste und richtigste Weise. Dabei legte sie auf das ganze Musizieren keinen besonderen Wert. Sie zierte sich nicht, und sie freute sich auch nicht mehr über mein Lob, als es einer echten Frau zukommt, die nicht den Ehrgeiz haben kann, dass die Musik für sie etwas weit Wichtigeres sei als ein bloßer Zeitvertreib. (Das war eine alte, gemeinsam festgehaltene Ansicht von Sándor und mir.)

Gegen drei Uhr ging Tante Irén nach Hause. Sie sagte, bei ihr werde eine Besprechung eines Frauenvereins stattfinden, und verabschiedete sich mit außergewöhnlicher Liebenswürdigkeit, wobei sie es nicht versäumte, sich von mir versprechen zu lassen, dass ich sie bald wieder besuchen würde. Um fünf Uhr reiste auch ich ab.

Gut drei Monate später kam Sándor in amtlichen Angelegenheiten in die Hauptstadt. Am Abend gingen wir gemeinsam ins Theater und anschließend zum Abendessen. Nach dem Essen brachte ich das Gespräch auf Tante Irén und pries mit Begeisterung diese unvergesslich anmutige, großartige Frau. Da erzählte mir Sándor die Geschichte seiner Ehe.

„Als ich mich in der Stadt niederließ, wurde ich nach einem halben Jahr zum Rechtsbeistand des Frauenvereins gewählt. Vorsitzende war schon damals Tante Irén. Bald verliebte ich mich in sie. Sie war damals bereits achtunddreißig Jahre alt. Es war die seltsamste und zugleich vollkommenste Liebe, die man sich vorstellen kann. Jeden Nachmittag war ich bei ihr. Um fünf ging ich zum Tee. Meine Frau beendete damals gerade ihr letztes Jahr in Pest, bei den Englischen Fräulein. Wir spielten Klavier, unterhielten uns, und gegen sieben, halb acht schickte sie mich fort. Ich dachte an nichts weiter. Mein einziger Wunsch war, mein Leben lang jeden Nachmittag hierher kommen zu dürfen, zu dieser bezaubernden Frau, ihr Gesicht zu sehen, ihre Stimme zu hören und ihre Hand küssen zu dürfen. Ich sagte ihr nicht, dass ich sie liebe – das war völlig überflüssig. Aus ihrem Blick sah ich, dass sie es wusste, dass sie mich verstand, verstand, warum ich sie liebte, dass sie meine Verehrung im Stillen dankbar annahm.

Viele kamen zu ihr. Freundinnen, Verehrer aus ihrer Mädchenzeit. Von diesen machten ihr innerhalb eines Jahres drei einen Heiratsantrag. Sie wurden abgewiesen, und keiner zum ersten Mal.

Aber hör zu: Keiner von ihnen nahm es ihr übel, sie erschienen weiterhin bei den samstäglichen Fünf-Uhr-Tees.

Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, dass ich, nachdem ich mit den letzten Gästen gegangen war, in ihre Wohnung zurückkehrte. Zum ersten Mal regte sich in mir mit fordernder Gewalt das Verlangen, sie zu küssen, sie zu umarmen und an mich zu ziehen. Ich läutete, und im dunklen Vorzimmer umarmte ich sie wortlos – sie gab mir ihre Lippen. Hör zu: Ein so intensives und tiefes Glücksgefühl erfüllte mich, von dem ich bis dahin nicht einmal eine Ahnung gehabt hatte. Wenige Tage später wurde sie meine Geliebte. Welche Monate ich erlebte, welche vollkommenen Liebesfreuden – darüber kann ich nicht sprechen.

Doch der Sommer näherte sich mit Besorgnis, jener Sommer, in dem Sárika aus dem Institut nach Hause zurückkehren sollte. Ich zögerte keinen Augenblick. Ich forderte Tante Irén auf, meine Frau zu werden. Sie lachte und sagte, das sei unmöglich. Die Geliebte eines um siebzehn Jahre jüngeren Mannes zu sein – das gehe noch irgendwie; aber bei einem solchen Altersunterschied seine Frau zu werden, das sei ihrer Meinung nach höchst

unerquicklich und gewagt. Unschicklich, weil die Ehe unweigerlich Gegenstand allerlei Geredes würde, und gewagt, weil ich ihrer Ansicht nach den Unterschied sofort spüren würde, sobald ich untrennbar an sie gebunden sei. Ich bat, ich beteuerte ihr, dass meine Liebe über all diesen Möglichkeiten und Einflüssen stehe – sie blieb unbeugsam. Sie betonte, dass sie ihren mütterlichen Pflichten nachkommen müsse: ihre Tochter in die Gesellschaft einführen, sie verheiraten …

Ich war verzweifelt. Ich fühlte, dass, sobald die Tochter nach Hause käme, unsere Beziehung ein Ende nehmen würde, denn mir war klar, dass Tante Irén niemals ihren guten Ruf aufs Spiel setzen würde, indem sie mich in meiner Wohnung aufsuchte. In einer Kleinstadt kommt so etwas sofort ans Licht. Andererseits konnte ich, nachdem ich den berauschenden und zugleich ätherischen Glanz ihrer Liebe einmal ganz erfahren hatte, mich nicht mehr mit bloßen Handküssen und Gesprächen begnügen. Was konnte ich tun?“

„Sieh dir die Mutter an – und nimm die Tochter!“ warf ich ein. (Sogleich bereute ich es. Es war ein billiger Scherz.)

„Ja“, fuhr Sándor fort, „es gab keinen anderen Ausweg. Sárika kam tatsächlich nach Hause. Und ich musste ihr den Hof machen. Sie war ein schönes Mädchen, jung, blühend. Es war nicht schwer für mich. Aber nun versteh mich recht: Erst da begann ich, Tante Irén zu bewundern. Wie brachte sie es fertig, dass das Ganze nicht den Charakter eines Manövers hatte, dass es nichts Niedriges, nichts Listiges, nichts Böses, nichts Verräterisches an sich trug? Wie lenkte sie alles so, dass Sárika in jedem Fall zu ihrem Recht kam? Wie ließ sie uns allein? Wie vermied sie es, dass das Mädchen etwas bemerkte oder eifersüchtig wurde? Wie teilte sie mich in zwei Hälften und gab eine davon ihrer Tochter? Und wie geschah es dabei, dass ich im Grunde doch ganz ihr gehörte? … Das sind Dinge, die ich nicht zu erklären vermag, denn mir fehlt die Fähigkeit, jene tausend kleinen Motive zusammenzutragen, aus denen sich dieser Charakter unserer Verlobung und später unserer Ehe gebildet hat.

Auch heute noch ist sie meine Geliebte, und ich liebe sie mehr als je zuvor. Ich bete sie an. Meine Frau ist eine liebe, hübsche, aber unbedeutende Frau, zu der mich keine tiefere Neigung bindet. Und

das ist in einer Ehe angenehm. Angenehm dann, wenn wir zugleich das Bewusstsein in uns tragen, dass wir nichts verfehlt haben, dass wir keine Opfer sind wie so viele Menschen, die, nachdem sie ihrer Frau überdrüssig geworden sind, hoffnungslos nach einer neuen, anziehenden, interessanten Liebe und einem neuen sinnlichen Leben verlangen. Warum? Weil mir auch das vollkommene Glück zuteilwird. Nicht oft. Im Durchschnitt alle vierzehn Tage…“

Sándor schwieg.

Schweigend rauchten wir unsere Zigaretten und blickten in die Luft hinaus. Wir dachten beide an sie, an Tante Irén. In einem einzigen Augenblick, wie in einem Gebet oder Seufzer, durchlebte ich noch einmal ihr ganzes Wesen. Ich sah ihr Gesicht vor mir. Ihre Gestalt. Die Geste, mit der sie die Hand reichte. Die Bewegung, mit der sie sich vom Klavier erhob und ihr Haar ordnete. Wie sich ihre Augen mit Tränen füllten, als sie von ihrem Mann sprach.

„Sándor“, sagte ich leise, bewegt, „ich kenne keinen glücklicheren Menschen als dich.“

„Ich kann mir nur eine Möglichkeit vorstellen“, erwiderte Sándor, „wenn mir Tante Irén als junges Mädchen zuteilgeworden wäre.“

„Da irrst du dich“, antwortete ich. „Es gibt Fälle, in denen das Weniger mehr ist als das Mehr. Dieselbe Frau ist als verbotener Gegenstand der Liebe jedenfalls kostbarer, mehr, als wenn sie nicht verboten wäre.“

Daraufhin waren wir beide bald einig darüber.

Die kleine Emma

Die folgende Geschichte las ich in einem Tagebuch. Der Verfasser war ein entfernter Verwandter von mir und nahm sich im Alter von zwanzig Jahren das Leben. Seine Mutter war vor kurzem gestorben, und so gelangten die Tagebücher des Sohnes in meinen Besitz. Lange Zeit fand ich nicht die Muße, einen Blick hineinzuwerfen. In diesen Tagen jedoch begann ich endlich mit der Lektüre. Mich überraschte die Unmittelbarkeit und Schlichtheit der Aufzeichnungen. Im dritten Heft stieß ich schließlich auf jene interessanten Eintragungen, die ich hier, leicht gekürzt und mit geringfügig veränderter Zeichensetzung, wiedergebe.

Die kleine Emma war die Schönste unter all den Mädchen, die mit meiner Schwester Irma befreundet waren. Ihr blondes Haar, ihre grauen Augen und ihr zartes Gesichtchen erschienen mir schon beim ersten Anblick lieblich.

Ich besuchte die zweite Klasse, sie ging mit Irma in die erste. Auch den anderen Jungen gefiel sie, doch sie sprachen nicht darüber. Sie hätten sich

geschämt zuzugeben, dass sie sich um ein Mädchen kümmerten – noch dazu um eines, das erst in die erste Klasse ging.

Ich jedoch war mir sofort darüber im Klaren, dass ich sie liebte, und obwohl auch ich mich dafür schämte, beschloss ich, sie immer zu lieben und sie später zu heiraten.

Die kleine Emma kam oft zu uns. Dann spielten wir gemeinsam mit meinen beiden Schwestern und meinem Bruder Gábor. Manchmal kamen auch andere Mädchen, zum Beispiel unsere Cousinen Ani und Juci, mit denen wir früher gewöhnlich im Keller, auf dem Dachboden, im Garten und im Holzschuppen auch geküsst hatten.

Es war ein herrlich warmer September. Jetzt konnte ich mich noch mehr über das schöne Wetter freuen als im Sommer, weil man wieder von zwei bis vier Uhr in der Schule sitzen musste und auch vormittags von acht bis elf – und danach war die freie Luft und das Ballspielen umso köstlicher. So wurden wir des Spielens nicht müde, sondern kehrten heim, aßen unsere Jause und liefen und tobten umher, bis man uns zum Abendessen rief.

Auch die Schule war interessanter und unterhaltsamer geworden. Der neue Lehrer nämlich

war ein großer Mann mit dünner Stimme und rotem Gesicht, Mihály Szladek – er ließ schlagen.

Unser Haus gehörte zum fünften Bezirk, deshalb mussten wir diese Vorstadtschule besuchen. Die Klasse bestand zum überwiegenden Teil aus Bauernjungen. Einige waren barfuß und trugen bunte karierte Hemden, andere Samthosen und Stiefel. Ich beneidete sie, denn ich hatte das Gefühl, dass sie im Allgemeinen besser, härter und mutiger waren als ich. Es gab einen namens Zöldi, der vier bis fünf Jahre älter war als wir alle und ein Taschenmesser im Stiefelschaft trug. Einmal zeigte er es mir und sagte:

– Vor dem lieben Gott fürchte ich mich nicht.

Ich erzählte das meinem Bruder. Er glaubte mir nicht.

Der neue Lehrer ließ uns nicht gern lesen oder Schönschrift schreiben wie unser früherer, freundlicher und guter Erstklasslehrer, sondern erklärte und ließ uns antworten. Wenn jemand redete oder spielte, wurde er nur einmal ermahnt. Beim zweiten Mal aber wurde er aufgerufen, und der Lehrer sagte leise zu ihm:

– Leg dich hin, mein Sohn!

Dann wandte er sich an die Klasse:

– Er bekommt drei Hiebe. Wer will sie ihm geben?

Dann entstand große Aufregung. Gewöhnlich standen zehn bis fünfzehn Jungen auf. Der Lehrer musterte die Freiwilligen und wählte schließlich einen aus, dem er den Rohrstock in die Hand gab.

– Wenn du nicht mit voller Kraft schlägst – sagte er –, dann bekommst du selbst!

Dann beobachtete die Klasse in tödlicher Stille die Schläge und das Geschrei. Die Jungen, die keinen Laut von sich gaben und nicht einmal weinten, wurden von allen bewundert, doch ich bemerkte, dass sie auch von allen ein wenig gehasst wurden. Warum, darüber dachte ich viel nach, konnte es mir aber nicht erklären.

Ich selbst fürchtete die Strafe nicht. Ich war mir sicher, dass der Lehrer berücksichtigen würde, dass mein Vater Major war und ein scharfes Schwert besaß – also würde er es nicht wagen, mich schlagen zu lassen.

Der Lehrer erkannte bald, dass Zöldi am besten schlagen konnte. Von da an verteilte er alle Strafen. Er verstand sein Handwerk ausgezeichnet. Selbst der Stock lag anders in seiner Hand als bei den anderen. Kaum eine Stunde verging ohne ein oder

zwei „Hiebe“. Es gab jedoch warme, gelbe Herbstnachmittage, an denen die Klasse besonders unaufmerksam und unruhig war, und dann bestand die ganze zweite Stunde, von drei bis vier, aus Prügeln. In jeder zweiten oder dritten Bank kauerte ein weinender Junge.

Bei einer solchen Gelegenheit begann meine Nase zu bluten, und ich durfte hinuntergehen, um beim Schuldiener Wasser zum Waschen zu holen. Bald hörte die Blutung auf. Ich wollte schon wieder hinaufgehen, als ich im Erdgeschoss, auf dem Gang der Mädchen, die kleine Emma erblickte. Sie stand in der Klassentür, nach innen gewandt. Doch sie bemerkte mich sogleich. Es war offensichtlich, dass sie vor die Tür gestellt worden war. Ich trat zu ihr. Ich hätte sie gern geküsst und getröstet, doch dann merkte ich, dass sie gar nicht traurig war. Wir sprachen kein Wort, wir sahen uns nur an. Sie war lieblich und stolz. Als wollte sie auch jetzt fühlen lassen, dass mein Vater nur Major, der ihre aber Oberstleutnant sei. Sie zog ihren Zopf nach vorn, löste das rosafarbene Band und band es von neuem zu einer Schleife. So konnte ich sie ungestörter betrachten. Und jedes Mal, wenn sie dabei zu mir aufsah, schlug mein Herz heftig.

Am nächsten Nachmittag, als sie zu uns herüberkam, bat sie mich heimlich, niemandem zu sagen, dass sie vor die Tür gestellt worden war. Ich schwieg auch. Von Irma jedoch fragte ich am Abend, warum Emma bestraft worden sei.

– Das geht dich nichts an, – lautete die Antwort.

Irma war mir verhasst. Ich hätte sie in diesem Augenblick am liebsten geschlagen und getreten. Offenbar wollte sie Emma vor mir bewahren. Sie wollte nicht, dass ich sie liebe und dass sie mich liebe. Sie ließ sie nicht mit mir spielen. Ständig blieb sie bei ihr, liebkoste sie, umarmte und küsste sie. Sie verhinderte sogar, dass ich viel mit Emma sprechen konnte. Sie rief sie fort, nahm sie unter den Arm, und gemeinsam gingen sie am anderen Ende des Hofes auf und ab. Oft war mir deshalb das Herz sehr bitter.

Aus der großen Freundschaft wurde jedoch plötzlich große Feindschaft. Eines Tages sah ich, dass sie nicht mehr zusammen aus der Schule kamen, sondern jede mit einem anderen Mädchen. Von da an kam Emma nicht mehr zu uns. Ich bedrängte meine Schwester mit Fragen nach dem Grund des Zerwürfnisses, doch sie kehrte mir den

Rücken und lief davon. Aus Rache erzählte ich am Abend beim Essen meinem Vater die Sache. Irma aber schwieg auch auf seine Fragen hin, worauf sie in die Ecke knien musste und keinen Apfel bekam.

Wochen vergingen. Vergeblich versuchte ich, meine Schwester dazu zu bringen, sich mit Emma zu versöhnen; sie schwieg hartnäckig. Doch ihre Augen waren tränenvoll, und mehrmals weinte sie abends im Bett ohne ersichtlichen Grund.

Gegen Mitte Oktober ereignete sich in der Schule etwas Entsetzliches. Der Lehrer wollte diesmal Zöldi schlagen lassen. Er rief ihn auf:

– Komm nur schön heraus!

Zöldi aber schwieg und rührte sich nicht. Da erscholl der Befehl:

– Zieht ihn heraus!

Zehn bis fünfzehn Jungen stürzten aus den hintersten Bänken herbei. Viele von ihnen fürchteten Zöldi und waren ihm böse. Auch ich hasste ihn, und ich gestehe, im ersten Augenblick hatte ich Lust, mich am Herausziehen zu beteiligen, doch sofort fiel mir ein, dass mein Vater mich gewiss verachten würde, wenn er erführe, dass ich mit mehreren gegen einen gekämpft hatte. So blieb ich auf meinem Platz. Mir stockte der Atem, und

meine Knie zitterten. Die Jungen arbeiteten keuchend. Einige stießen Zöldi aus der Bank, andere packten seine Beine, denn er stemmte sich gegen die Fußleiste, wieder andere zerrten an seinen Fingern, mit denen er sich krampfhaft am Rand der Bank festklammerte. Es dauerte wohl fünf Minuten, bis sie ihn losbekamen. Schließlich gelang es, ihn auf den Boden zu stoßen. Hier klammerte er sich erneut fest. Zuschlagen aber wagte er nicht, da er wohl annahm, der Lehrer, der auf seinem Stuhl stand und den Kampf beobachtete, würde eingreifen. Szladeks Gesicht war vor Zorn dunkelrot.

Endlich ergriffen sie ihn an beiden Beinen und Armen. So trugen sie ihn zum Katheder, während sein Rücken über den Boden schleifte.

– Lasst ihn nicht los! – rief der Lehrer laut. – Legt ihn auf den Bauch und haltet ihm Hände und Füße fest!

Die Jungen, erhitzt und mit aller Kraft, führten den Befehl rasch aus. Nun hatte Zöldi nichts mehr, woran er sich festhalten konnte. Sie knieten auf seine Hände. Vier saßen auf seinen Beinen, zwei drückten seinen Kopf nieder. Darauf hatte der Lehrer nur gewartet. Ruhig hockte er sich neben ihn, ordnete die Jungen so, dass der Stock niemand

anderen traf, und dann begann er und versetzte Zöldi fünf oder sechs Hiebe hintereinander. Diese Schläge klangen entsetzlich – scharf, hart und hoch. Mir brach der kalte Schweiß aus, und doch, wie unter einem magnetischen Zwang, stellte ich mich auf die Zehenspitzen an der Fußleiste, um nichts von dem Anblick zu verlieren. Der Lehrer hielt nun inne. Zöldi jedoch gab keinen Laut von sich.

– Wirst du noch ungehorsam sein? – fragte Szladek leise.

– Antworte! – schrie er nach kurzem Warten, beinahe vom Zorn betäubt.

Zöldi aber antwortete nicht.

– Nun gut, mein Sohn – zischte der Lehrer zwischen den Zähnen –, es ist schon gut: wenn du jetzt nicht antwortest, wirst du später antworten, mir ist es gleich!

Und er begann von Neuem. Ganz außer sich, schlug er immer schneller und schneller zu. Man konnte die Schläge förmlich zählen. Er spannte alle Kräfte an, sodass der große, kräftige Mann vor Anstrengung stöhnte. Dann hielt er erschöpft wieder inne und fragte keuchend, mit heiserer Stimme:

– Wirst du noch ungehorsam sein?

Zöldi antwortete auch jetzt nicht.

Der Lehrer wischte sich die Stirn und setzte die Prügel langsamer fort. Nach jedem Schlag ruhte er sich aus und wiederholte immer wieder:

– Wirst du noch ungehorsam sein?

So ging es noch zehn bis fünfzehn Hiebe lang. Endlich erscholl ein entsetzliches Brüllen:

– Neeein!

Der Lehrer legte die Ruten nieder und schickte die Jungen auf ihre Plätze. Zöldi richtete sich auf, brachte seine Kleidung in Ordnung, die im Gerangel an mehreren Stellen zerrissen war, und ging an seinen Platz. Sein Gesicht und seine Nase waren ganz schmutzig vom Boden, auf den man ihn gedrückt hatte. Die Tränen liefen über seinen Rock. Er spuckte Blut.

Doch der Lehrer rief ihn erneut heraus:

– Hat dir jemand gesagt, dass du dich setzen darfst? Komm nur schön heraus!

Zöldi taumelte mit gesenktem Kopf hinaus. Szladek rieb sich, wie nach getaner Arbeit, die Hände und sagte in einem gekünstelt wohlwollenden, milden Ton:

– Das habe ich dir gegeben, mein lieber Sohn, damit du es dir gut merkst und für die Zukunft daraus lernst. Deinem Lehrer gegenüber

ungehorsam zu sein, ist Undankbarkeit, und da ich in dir die Neigung zum Bösen sehe, werde ich dir noch ein paar Ohrfeigen geben.

Aus den „paar“ wurden jedoch viele, denn der Lehrer geriet wieder in Fahrt und schlug ihn so lange, bis Zöldi benommen gegen die Wand taumelte. Zum Glück konnte er sich festhalten und stürzte zur Tür hinaus. Der Lehrer fluchte leise, schlug die offen gebliebene Tür zu, ging zum Katheder und setzte sich. In der Klasse hätte man eine Fliege hören können.

An jenem Tag bekam ich kaum war ich zu Hause, Fieber und begann zu phantasieren. Man steckte mich ins Bett, und am Abend verhörte mich mein Vater. Ich musste das Geschehen in der Schule berichten. Meine Eltern nannten Szladek ein wildes Tier und einen Schurken und beschlossen, mich zu einem anderen Lehrer zu geben. Eine Woche später ging ich bereits in die innerstädtische Schule. Die kleine Emma konnte ich nicht mehr täglich sehen. Mein Herz tat mir weh.

Am fünfundzwanzigsten Oktober las ich in der Zeitung, dass ein Kutscher gehängt worden sei, weil er seinen Fahrgast ermordet und beraubt hatte. Ausführlich war beschrieben, wie sich der Kutscher

im Gefängnis und am Morgen unter dem Galgen verhalten hatte. An jenem Tag sprachen meine Eltern beim Abendessen über die Hinrichtung, und mein Vater erzählte von einer, die er im Alter von zwanzig Jahren gesehen hatte.

– Ich hätte das so gern gesehen! – rief ich.

– Sei froh – sagte mein Vater –, dass du es nicht gesehen hast, und sieh dir auch niemals eine an, denn du würdest sieben Jahre lang davon träumen, so wie ich.

Am nächsten Vormittag, nach der Schule, schlug ich meinem Bruder Gábor vor, wir sollten einen Galgen bauen und daran eine Katze oder einen Hund aufhängen. Gábor gefiel der Plan, und bald arbeiteten wir auf dem Dachboden. Wir nahmen eine Wäscheleine und machten eine Schlinge daraus. Vom Bau eines Galgens sahen wir jedoch ab, teils weil wir keinen Balken hatten, teils weil wir befürchteten, die Eltern würden sich einmischen, wenn wir im Hof Hinrichtungen veranstalteten.

Gábor war kein leidenschaftlicher Tierquäler, doch wenn er einmal in Fahrt kam, hatte er großartige Einfälle. So hatte er etwa ein Jahr zuvor eine lebendige Katze mit dem großen Küchenmesser entzwei geschnitten. Das geschah im Garten. Ani

und Juci hielten die Katze fest, dann drückten wir sie alle zu Boden und spannten sie auf den Rücken. Gábor schnitt sie mit dem Küchenmesser quer durch den Bauch.

Über einen Balken auf dem Dachboden warfen wir das Seil. Noch am selben Nachmittag verirrte sich ein Dackel von der Straße in unseren Hof. Wir schlossen das Tor, fingen den Hund ein, und bald waren wir alle auf dem Dachboden. Die Mädchen jauchzten. Gábor und ich bereiteten uns ruhig vor.

– Du bist der Richter – rief Gábor –, ich bin der Henker. Ich melde dir, dass alles zur Hinrichtung bereit ist.

– Gut – sagte ich. – Henker, erfülle deine Pflicht.

Darauf zog Gábor am Seil, während ich den Hund ein wenig anhob. Dann ließ ich ihn auf Anweisung meines Bruders plötzlich los. Der Dackel gab traurige, tiefe, klagende Laute von sich und strampelte mit seinen schwarz gefleckten gelben Beinen. Doch bald streckte er sich und blieb reglos. Eine Weile sahen wir ihn an, dann ließen wir ihn hängen und gingen zur Jause. Nach dem Essen schlichen die Mädchen immer wieder am Tor umher und lockten mit Zucker einen neuen Hund herein.

Dann brachten sie ihn auf dem Arm zu Gábor, damit er noch eine Hinrichtung veranstalte. Mein Bruder jedoch blies den Plan ab. Er erklärte, eine Hinrichtung sei für einen Tag genug, worauf Juci das Tor öffnete und den Hund hinausließ.

In den folgenden Tagen vergaßen wir die Hinrichtung ganz, denn wir hatten einen neuen Ball bekommen. Gábor und ich spielten unablässig zu zweit.

Danach sprachen wir über Emma. Gábor erklärte, er hasse sie, weil sie so stolz sei, und nannte Irma töricht, dass sie ihr so nachhänge.

– Am besten wäre es, wenn sie sich niemals versöhnten, dann käme sie nicht wieder hierher, um sich aufzuspielen und zu prahlen! – sagte Gábor ärgerlich.

Gábors Wunsch ging nicht in Erfüllung. Am nächsten Nachmittag erschien Emma bei uns. Sie kam mit Irma.

– Widerlich! – flüsterte mir Gábor zu.

– Süß, teuer! – sagte ich mir, doch ich war sehr zornig auf Irma.

Irma schwamm nämlich förmlich im Glück. Beim Spielen rief sie Emma immer wieder zu sich, umarmte und küsste sie und drückte sie fast zu

Tode. Später jedoch gerieten sie dennoch über etwas in Streit.

– Versprichst du mir also nicht, dass du nicht mehr mit Rózsi sprichst? – fragte Irma beinahe weinend.

– Nein, das verspreche ich nicht! – antwortete Emma entschieden und lächelte.

Juci und Ani flüsterten miteinander. Gábor, Irma und ich sahen die kleine Emma an. Wie schön sie war, mein Gott, wie schön!

Es waren die letzten sonnigen Herbstnachmittage. Der Hof gehörte uns. Vater und Mutter waren ausgeritten. Die Köchin gab uns Kaffee und ging dann in die Küche, um zu kochen.

– Hast du schon einmal eine Hinrichtung gesehen? – fragte meine Schwester Emma nach der Jause.

– Nein! – antwortete Emma und schüttelte den Kopf, sodass ihr das Haar ins Gesicht fiel.

– Aber dein Vater hat dir davon erzählt?

– Ja, er hat erzählt, dass man einen Mörder gehängt hat – sagte Emma kühl und ohne besonderes Interesse.

– Wir haben nämlich einen Galgen – prahlte Juci.

Bald waren wir alle auf dem Dachboden, um Emma die Hinrichtung zu zeigen. Den Dackel hatten Gábor und ich schon Tage zuvor in der Abfallgrube vergraben, die Schlinge hing frei herab.

– Jetzt können wir Hinrichtung spielen – sagte Irma. – Emma ist die Verbrecherin, sie werden wir hängen.

– Eher dich – lachte Emma.

– Henker, erfülle deine Pflicht! – kommandierte Gábor sich selbst.

Die kleine Emma erbleichte, doch sie lächelte.

– Jetzt steh still – sagte Irma. Ich legte ihr die Schlinge um den Hals.

– Ich nicht, ich will nicht – jammerte das kleine Mädchen.

– Der Mörder fleht um Gnade! – rief Gábor mit gerötetem Gesicht –, doch die Gehilfen des Henkers ergreifen den Verurteilten. – Darauf packten Juci und Ani Emmas Arme.

– Ich lasse es nicht zu, nein! – schrie die kleine Emma und begann zu weinen.

– Bei Gott ist die Gnade! – deklamierte Gábor. Irma aber hob ihre Freundin an den Knien in die Luft.

Sie konnte es nicht halten, sie drohte zu fallen, und so trat ich hinzu und half ihr. Da geschah es zum ersten Mal, dass ich sie umarmte. Mein Bruder zog am Seil, schlang das Ende um einen Balken und band es fest. Die kleine Emma hing. Zuerst fuchtelte sie mit den Händen und trat heftig mit ihren kleinen, weiß bestrumpften Beinen. Diese Bewegungen waren so seltsam. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, denn auf dem Dachboden war es bereits ziemlich dunkel. Plötzlich hörte die Bewegung auf. Der Körper streckte sich, als suchten die Zehen nach einem Schemel, um sich daraufzustellen. Dann regte sie sich nicht mehr. Da ergriff uns alle ein entsetzlicher Schrecken. Hals über Kopf stürzten wir vom Dachboden hinunter und versteckten uns im Garten. Ani und Juci liefen nach Hause.

Die Köchin, die etwas vom Dachboden holen wollte, fand etwa eine halbe Stunde später den Leichnam. Sie holte auch Emmas Vater, noch bevor unsere Eltern heimkehrten…

An dieser Stelle brechen die diesbezüglichen Aufzeichnungen ab. Der Tagebuchschreiber, den das Unglück traf, an diesem entsetzlichen Ereignis beteiligt gewesen zu sein, spricht nicht mehr davon. Über das Schicksal der Familie weiß ich nur so viel,

dass der Vater als Oberst im Ruhestand lebt, Irma heute Witwe ist und Gábor Offizier wurde.

Die rote Eszti

Dieses wunderschöne Bilderbuch hat Onkel Andersen geschrieben, und nur gute Kinder dürfen es lesen. Gerade darin unterscheidet es sich von den übrigen Büchern, die das Christkind auch unartigen Kindern bringt, sofern sie nicht gerade böse sind. Onkel Andersens Buch jedoch bekommen ausschließlich brave Kinder, und wenn sie etwas Böses tun, muss man es ihnen wegnehmen und darf es ihnen erst zurückgeben, wenn sie sich gebessert haben. Hüte es also gut!

Als Vater mir dies sagte, am Heiligabend, war ich sechs Jahre alt. Er sprach ernst, ohne jedoch die Stirn zu runzeln. Und er sah mir in die Augen, ich aber strich ihm über das Gesicht – am Nachmittag war er beim Barbier gewesen – und dachte, wie seltsam es sei, wenn jemand einen so jungen Vater hat.

Die Eltern spielten Karten, und auch die Großeltern waren herübergekommen. Meine kleine Schwester Terke hatte die Hände voller Goldkreuzer, und mein Bruder Gudi aß sechs Apfelsinen und baute drei Häuser aus seinen neuen

Spielsteinen, während ich in meinem Zimmer auf dem großen Sofa Onkel Andersens Buch las. Bis wir schlafen gingen. Dann legte ich es unter meinen Kopf.

Hier begann meine Bekanntschaft mit Onkel Andersen. Von da an lag das Buch jeden Abend unter meinem Kopf, und ich konnte ohne es nicht einschlafen. Insgesamt nahm Vater mir das Buch drei- oder viermal weg, doch für die Nacht bekam ich es jedes Mal zurück, weil ich ohne es nicht einschlafen konnte. Ich weiß noch heute, was das für Gelegenheiten waren. Einmal, als ich auf dem Dach des Hühnerstalls herumkletterte und das Dach einbrach; ein andermal, als ich keine Tomatensuppe essen wollte; ein drittes Mal, als ich alle Rosen im Garten abschnitt und sie sämtlich in das Bett von Eszti, der rothaarigen Amme meines kleinen Bruders, streute. Da verlangte Großvater, dass ich bestraft werde, denn die Rosen pflegte er zu schneiden. Und ich wusste schon im Voraus, dass ich Prügel bekommen würde, aber Eszti war so schön! Sie trug keine steifen, nach Stärke riechenden Röcke wie die Köchin und das Stubenmädchen, sondern weich gebügelte Kleider. Und sie lachte so wunderschön. Auch ihr gefielen

Onkel Andersens Märchen sehr, und sie hörte es gern, wenn ich ihr vorlas. Am liebsten hatte sie das Märchen von der Schneekönigin. Das lasen wir oft. Die Geschichte von den roten Schuhen mochte sie nicht. Ich bemerkte, dass das noch einen anderen Grund haben konnte, als dass Eszti meinte, die schöne Katerina – die für ihre Eitelkeit so furchtbar büßen musste – gleiche ihr sehr. Deshalb bedrängte ich sie auch nicht mehr mit der Geschichte von den roten Schuhen und las dieses Märchen für mich allein. Und jedes Mal, wenn ich es las, kam es mir vor, als sei die schöne, eitle Katerina eigentlich Eszti. Und wenn in der Geschichte der Augenblick kommt, da der Henker der schönen Katerina die Füße abschlägt und ihre roten Schuhe weiter tanzen, dann schloss ich die Augen, und es war mir, als sähe ich die Füße, Esztis Füße, nackt, und in den roten Schuhen blutend in den Wald tanzen. Nur deshalb las ich dieses Märchen so oft.

Ein anderes Mal träumte ich vom unerschrockenen Zinnsoldaten. Ich glaube, weil das Buch auch da unter meinem Kopf lag. Die kleine Tänzerin war im Traum Eszti, und ich war der Zinnsoldat. Am Ende der Geschichte verbrennen der Zinnsoldat und die kleine Tänzerin im Ofen. Am

nächsten Tag, als die Magd die Asche auskehrt, findet sie statt des Soldaten ein kleines Herz aus Zinn, und von der kleinen Tänzerin bleibt nur ihr kleines Blechsternchen am Kopf übrig, ganz schwarz verbrannt… Hier begann ich im Traum zu schluchzen. Eszti weckte mich. Sie fragte:

– Hast du schlecht geträumt, Józsika? – und setzte sich auf den Rand meines Bettes.

Da streichelte ich ihren Arm. Es war niemand im Zimmer. Terke und Gudi schliefen noch in ihren kleinen Gitterbetten. Draußen fiel Schnee. Im Zimmer brannte schon das Feuer, das Eszti früh am Morgen im Ofen anzuzünden pflegte. Ich spürte den feinen Duft ihres Haares und auch, dass sie sich am Morgen mit frischem kaltem Wasser gewaschen hatte. Da setzte ich mich plötzlich im Bett auf. Ich umarmte ihren Hals und küsste sie auf den Mund. Eszti erwiderte meinen Kuss und drückte mich fest an sich. Ich war so glücklich, dass ich vor Freude hätte weinen mögen.

Mit Onkel Andersen blieb ich die ganze Zeit in guter Freundschaft. Eszti jedoch verließ uns nach einem halben Jahr. Ich war ganz betrübt ihretwegen, tröstete mich dann wieder, doch die Geschichte von der schönen Katerina wagte ich nicht mehr

aufzuschlagen. Ich fürchtete, die Erinnerungen würden zu stark auf mich wirken. Dann wurde ich ein großer Junge, man gab mir lange Hosen, und ich musste Algebra lernen. Nach den algebraischen Aufgaben nahm ich wieder Onkel Andersen zur Hand; ich hatte das Gefühl, dass all die Schönheit und Wahrheit, die der Mensch im irdischen Leben je erblicken kann, in diesem kleinen, zerlesenen Buch beisammen sei. Und wenn ich an herbstlich angehauchten Sommerabenden draußen im Garten umherstreifte, wartete ich oft darauf, dass mir Onkel Andersen an einer Wegbiegung entgegenkäme. Mit gebeugtem Rücken, einer gepuderten Perücke, auf einen hübschen, goldverzierten Ebenholzstock gestützt, mit gütigen blauen Augen. Wegen der Abendluft stellte ich mir jedes Mal ein großes kariertes Tuch auf seinen Schultern vor, und es schien mir ganz gewiss, dass er mit seinem runzligen, reinen Gesicht lächelnd so das Gespräch beginnen würde: – Guten Abend, mein kleiner Bruder; es wird allmählich kühl, und ein alter Mann wie ich muss auf sich achtgeben. Wie geht es dir übrigens? Ich höre, dass dir meine Märchen sehr gefallen… das freut mich.

Doch Onkel Andersen kam nie, und ich gab schließlich die Hoffnung auf, ihm zu begegnen. Mehr noch: allmählich begann ich nicht mehr daran zu glauben, dass die Seelen der Menschen nach dem Tod weiterleben; ich verrichtete meine Beichten nachlässig und frühstückte vor der Kommunion absichtlich, kurz, wie meine Mutter sagte, entfernte ich mich von Tag zu Tag von Gott und versank in die Sünde.

In dieser Zeit – wenn auch nur für kurze – vernachlässigte ich Onkel Andersens Buch. Ich interessierte mich für die Kunst der naturalistischen Schriftsteller und bildete mir ein, Onkel Andersen könne sich als Künstler getrost neben ihnen verstecken, die das Leben vollkommen und bis ins Einzelne beobachten. Ich wusste noch nicht, dass die Weisheit weder in der Aufrichtigkeit liegt noch in der Lüge, sondern anderswo, jenseits von beiden.

Freilich gelangte ich zu dieser Einsicht erst viel später. Damals nämlich, als ich bereits in Budapest lebte und an der medizinischen Fakultät Anatomie, Histologie und die übrigen Wissenschaften zu studieren begann. Und damals kehrte ich auch zu Onkel Andersen zurück. Man könnte glauben, in der Zwischenzeit hätten sich große Dinge ereignet.

Doch es geschah nichts: die Welt veränderte leise ihren Platz in meinem Denken. Vielleicht war das nicht gut so. Mein Vater schrieb mir in einem Brief, ich solle das Leben in Pest kennenlernen, und es schade nicht, gelegentlich in guter Gesellschaft ein wenig zu feiern. Ich jedoch befolgte seinen Rat nicht; ich hatte keine guten Freunde und liebte die Zerstreuungen nicht. Ich war achtzehn Jahre alt. Meine Sonntagnachmittage verbrachte ich bei Verwandten, die erklärten, ich sei ein solider und braver Junge, und die Nächte von Pest hätten meiner gesunden, ländlichen Gesichtsfarbe nichts anhaben können; offenbar gehe ich früh zu Bett und besuche keine Kaffeehäuser. Nur mein Onkel Gyula, der Oberst, machte in soldatischem Ton Andeutungen, dass ein Mensch mit achtzehn Jahren kaum ohne Frauen leben könne; ich glaube, er wollte damit nur seine eifersüchtige Frau, Tante Margit, ärgern, die ihrerseits bemüht war, mich für den Gedanken zu gewinnen, ich solle bis zu meiner Heirat auf dem „Weg der Ehre“ bleiben.

Tante Margits Argumente beeindruckten mich nicht. Ihre Behauptung, Mann und Frau seien in dieser Hinsicht gleichgestellt, erschien mir allzu wenig wahrheitsgemäß. Doch es war Herbst, und ich

hatte genug zu lernen. Die Anatomie bereitete anfangs viel Mühe und Anstrengung. Nach den verhassten Gymnasialjahren begann ich endlich das Lernen zu lieben. Im Winter arbeitete ich in den gut geheizten Seziersälen bis in den späten Abend hinein, und danach, wenn ich mich mit warmem Wasser und Seife gewaschen hatte, ging ich jedes Mal mit dem beinahe berauschenden Gefühl einer Wiedergeburt durch die elektrisch erleuchteten Straßen nach Hause. Ich war glücklich, wenn ich nach dem Abendessen zu meinen Lieblingsbüchern greifen konnte. Onkel Andersen hatte ich natürlich auch in die Hauptstadt mitgebracht. Sein Einband war schon sehr abgenutzt, die Ecken zerfetzt, und sein buntes Bilderdeckblatt war grau geworden. Ich nahm es nur noch selten zur Hand.

An einem Januarabend, auf dem Heimweg aus dem Laboratorium, blieb ich vor dem Schaufenster eines Modegeschäfts stehen. Während ich kurz die ausgestellten Kleinigkeiten und Waren betrachtete, bemerkte ich eine Frauengestalt, die wenige Schritte von mir entfernt stehen geblieben war und ebenfalls in das Schaufenster sah. Sie war ein schlankes, mittelgroßes, schönes Mädchen, mit einem Federhut, beinahe modisch gekleidet; ihre weiße

Haut leuchtete fast im elektrischen Bogenlicht. Plötzlich zuckte sie zusammen – ihr rotes Haar blitzte auf – und sah mich an. Es war die rote Eszti. Auch sie erkannte mich sofort. Wir gaben uns die Hand, lachten vor Freude über das Wiedersehen, und bald vertieften wir uns in ein Gespräch, als hätten wir uns erst gestern zuletzt gesehen. Ich begleitete sie. Bald entnahm ich ihren Worten, dass sie vor anderthalb Jahren nach Pest gekommen war, um zu dienen, und bald darauf sittlich gefallen war. Ihre Kleidung jedoch glich in keiner Weise derjenigen von Frauen solcher Lebensart. Ich lobte ihr Kleid, worauf sie sagte, Geschmacklosigkeiten seien ihr unmöglich, und sie trage nur solche Kleider, die ihr wirklich gut stünden. Währenddessen gelangten wir durch Nebenstraßen vor ihre Wohnung. Bis dahin hatte mich Esztis Schönheit merkwürdig kalt gelassen; vielleicht infolge der angespannten Aufmerksamkeit und Arbeit des ganzen Nachmittags, die mich ermüdet hatte. Ich wollte Abschied nehmen, doch sie kam mir zuvor; sie bat mich, sie zu besuchen. Sie kochte Tee, und lange sprachen wir ruhig über mein Elternhaus, über meinen Vater, meine Mutter, meine Geschwister und die Vergangenheit. Eszti erinnerte

sich gern an die Jahre, die sie bei uns als Amme und Stubenmädchen verbracht hatte, und vergaß auch nicht, dass ich einst ihr Bett mit Rosen ausgelegt hatte. Dann entschuldigte sie sich einen Augenblick und zog sich hinter den Paravent neben dem Ofen zurück. Ich konnte mich in ihrem Zimmer umsehen, einem großen, ganz konventionell möblierten Raum. Bordeauxrote Vorhänge, ein großes Sofa mit Lehne, ein poliertes Bett und ein Tisch. Die Wände waren, soweit es das kleine, rot beschirmte Licht erkennen ließ, mit dunkler Tapete bedeckt und mit zwei großen, goldgerahmten Landschaftsbildern mit Jagdszenen geschmückt. Die Ruhe, mit der ich über die Einrichtung des Zimmers blickte, wurde von Eszti gestört. In einem leichten, seidigen, blass violetten Gewand trat sie hinter dem Paravent hervor. Das Gewand ließ ihren Hals und ihre Arme unbedeckt. Mein Herz begann laut zu schlagen, und ich fühlte, wie ich erbleichte. Wortlos trat sie zu mir, legte die Arme um meinen Kopf, beugte sich herab und küsste mich auf den Mund. Da stieg mir das Blut ins Gesicht, ich vergrub mich in ihrem duftenden Haar, und wieder war mir, als müsste ich vor Freude, die mein ganzes Wesen mit schwellender Seligkeit erfüllte, weinen.

Eszti wurde meine Geliebte. Nach den glücklichen Augenblicken des Kennenlernens großer Geheimnisse hatte ich, besonders in den ersten Tagen, einige bittere Stunden. War es nicht unehrenhaft, die Liebe einer solchen Frau anzunehmen? Was würde mein Vater dazu sagen, der die Menschen so streng beurteilt? Andererseits wagte ich nicht, Eszti Geld anzubieten. In der Tat war das Benehmen des Mädchens so liebenswürdig, anständig und hingebungsvoll, dass ich mir nicht einmal vorstellen konnte, wie sie ein schlechtes Leben führen konnte oder wie es geschehen war, dass sie dabei nicht verroht war.

Ich fragte sie niemals nach diesen Dingen, über die ich im Übrigen auch nicht gern nachdachte. Anfangs hatte ich vor, meinem Vater einen langen Brief zu schreiben und um eine Erhöhung meines monatlichen Geldes zu bitten, mit dem offenen Ziel, Eszti zu unterhalten. Ich begann sogar den Brief, zerriss ihn dann aber und ließ die Dinge ihren eigenen Weg gehen.

Eszti wartete gewöhnlich um sechs Uhr beim Seziersaal auf mich, und dann gingen wir spazieren. Wir aßen gemeinsam zu Abend, bald in kleinen Gaststätten, bald bei ihr zu Hause, und bis neun Uhr

blieb ich bei ihr. Ich wunderte mich, wie gebildet ihre Seele war. Dabei las sie nicht gern, und für die Künste besaß sie nicht einmal ein mittleres Empfinden. Sie konnte angenehm und fließend sprechen; oft erinnerte sie sich an die Jahre bei uns und erzählte klar und gut, was ihr aus der Vergangenheit einfiel. Sie hatte feine Empfindungen, über die sie gern sprach, und hörte interessiert zu, wenn ich von meinen eigenen Angelegenheiten berichtete. Ich kam zu dem Schluss, dass nicht Neugier, nicht Geldgier oder – wie es meist der Fall ist – eine eigentümlich leidenschaftliche Natur Eszti nach Budapest und in den Fall gebracht hatte, sondern ihre feine, ihrem gesellschaftlichen Stand nach allzu empfindsame Seele. Sie hatte gewiss empfunden, dass sie zu mehr geboren war, als die Frau eines einfachen Bauern oder Dieners zu werden; und sie war auch mehr geworden, soweit es die Verhältnisse erlaubten.

Ich liebte sie, weil ich fühlen musste, dass ihre Seele noch weit mehr wert war als ihr vollendet geformter Körper. Unser Verhältnis war so schön und ungetrübt, wie ich es mir nicht einmal zu erträumen gewagt hätte. Eszti hütete mit außergewöhnlichem Takt meine Leidenschaft.

Im zweiten Monat unserer neuen Bekanntschaft geschah es, dass ich eines Tages plötzlich erkrankte. Gemäß den heiligen Versprechen, die ich meiner Mutter gegeben hatte, schrieb ich ihr auf einer Postkarte, dass ich im Bett bleiben müsse. Ich hatte Influenza; am Abend kam das Fieber. Dann ist es, als würde die Luft dichter werden, wie Öl, und alles schwämme in dieser weichen, warmen Flüssigkeit. So lässt sich erklären, dass die Schränke sich zur Seite neigen oder sich der Decke nähern. Vor dem Ofen erschrickt man zuweilen, weil er sich schwarz und drohend über einen beugt, ein andermal zieht er sich in die Ecke zurück wie ein kleines graues Kätzchen. Zwischen den Dingen und den Menschen aber treiben grüne Kugeln, einzeln oder in Gruppen, bald zusammenstoßend in langsamer Bewegung, bald sich zerstreuend. All das ist ein wenig kitzelnd und zugleich schwindelerregend.

Als ich erwachte, brannte eine Lampe auf dem Tisch, und in den Ecken des Zimmers sah ich kleine, magere, grüne Ringe umherhuschen. Die Wirtin war gerade dabei, Feuer zu machen. Plötzlich fiel mir Eszti ein, die mich heute Abend gewiss wieder erwartet hatte. Obgleich es mich große Anstrengung kostete, ließ ich mir mein Briefkästchen bringen und

schrieb auch ihr, sie möge mir verzeihen, dass sie vergebens auf mich gewartet habe, doch ich sei krank und küsse sie bis zum Wiedersehen hundertmal. Dann schlief ich wieder ein.

Ich erwachte früh, und die Brandmauer, auf die ich aus dem Fenster sah, ragte braun und kalt vor mir auf. Ich dachte darüber nach, wie es gewesen war, wenn ich zu Hause krank im Bett lag. Vater kam, sobald er erwacht war, an mein Bett, prüfte mein Fieber, meine Augen, meinen Hals, und ging dann sich waschen. Die Dienstmädchen gingen langsam, auf Zehenspitzen, durch das Zimmer. Aus meinem Bett konnte ich auf die Straße sehen, wie man die Läden nacheinander öffnete: István Miskolczys Buch- und Papierhandlung – József Lőwys Grabsteinlager – Jakab Snuncers Salz- und Mehlmagazin – Menyhért Kocsis, Barbier und Friseur. Es wurde hell. Nach den Leiden erfüllte den Menschen ein Gefühl der Erleichterung, denn man musste nicht in die Schule gehen, ja, selbst wenn man wollte, hätte man es einem nicht erlaubt. Im anderen Zimmer deckte man den Tisch, das Porzellan und das Silber klirrten; das Stubenmädchen röstete am Ofen Brotscheiben zum Frühstück, die Mutter fragte, wie ich geschlafen

habe, und versprach, mir am Vormittag vorzulesen. Meine gute Wirtin riss mich aus meinen Erinnerungen: sie brachte warmen Kaffee und plauderte mit mir, doch all das war nicht zu vergleichen mit dem seligen Kranksein zu Hause.

Am Vormittag fühlte ich mich wohl, ich las Zeitung und schlummerte dabei ein. Ich hatte keinen Appetit und aß nichts zu Mittag; dennoch überfiel mich am Nachmittag das Fieber erneut. Matt, mit flimmernden Augen starrte ich über die Brandmauer hinweg in den grauen, glänzenden Winterhimmel, als es klopfte. Eszti glitt zur Tür herein. Sie setzte sich an den Rand meines Bettes, küsste meine Stirn und mein Gesicht, richtete meine Kissen und das zerknitterte Bettlaken zurecht und legte dann ihren Mantel ab. Wunderbar, wie schlicht und lieb sie war… Sie strich sich das Haar glatt, so wie sie es damals als Dienstmädchen zu tun pflegte. Sie fragte mich aus, wie ich erkrankt sei und wie ich mich fühle. Ihre außergewöhnliche Weiblichkeit heiterte mich ganz auf. Sie sagte, ich dürfe nicht viel sprechen, deckte mich bis zum Hals zu und bat mich, zu schwitzen. Gern gehorchte ich ihr, doch stellte ich die Bedingung, dass sie mir vorlesen solle. Onkel Andersens zerlesenes, verblichenes

Buch lag auf einem Ständer zwischen meinen Notizen und dicken medizinischen Büchern. Sie suchte darin die Geschichte von der kleinen Schneekönigin heraus und las sie vor. Als wir ans Ende des Märchens kamen, war es bereits dunkel geworden.

Eszti machte den Teekocher an, und dann ließen wir auch die Lampe hereinbringen. Nun musste die Geschichte von der Holunderfrau folgen, ein Märchen für erkältete, kranke Kinder. Eszti las langsam, machte dabei Pausen, bereitete den Tee, presste Zitrone hinein und reichte ihn mir auf einem Tablett; dann setzte sie sich wieder, um weiterzulesen. Da klingelte es draußen. Bald hörte man, wie die Tür geöffnet wurde. Im nächsten Augenblick trat meine Mutter ins Zimmer.

Verlegen und gewiss ein wenig stammelnd begrüßte ich sie:

– Ich küsse deine Hand, liebe Mutter!

Meine Mutter küsste mich, strich mir über den Kopf, über die Hände, sah mir in die Augen. Ich sah, dass sie sich nicht sorgte, mein Leiden für leicht hielt.

– Gott sei Dank, du hast kaum Fieber – sagte sie. Währenddessen war Eszti vom Stuhl

aufgestanden, und als meine Mutter sie ansah, verneigte sie sich.

– Ich küsse Ihre Hand, gnädige Frau.

Auf dem Gesicht meiner Mutter erschien jener wohlbekannte strenge Zug. Da erschrak ich sehr, und eine heiße Welle durchlief meinen ganzen Körper.

– Wir lesen Onkel Andersen, Mutter, Eszti und ich – sagte ich hastig. – Gerade liest sie die Geschichte von der Holunderfrau, ich trinke Tee, den sie gemacht hat.

Meine Mutter lächelte sanft und fragte:

– Was lest ihr noch von Onkel Andersen?

– Die Geschichte von der Schneekönigin – antwortete Eszti.

– Das ist die Geschichte, die ich auch als kleines Kind am liebsten hatte, erinnerst du dich, liebe Mutter, und die wir auch damals mit Eszti gelesen haben – sagte ich.

– Eine schöne Geschichte – sagte meine Mutter mit milder, leiser Stimme, während sie Mantel und Hut ablegte –, aber ich glaube, dir gefielen damals auch die Geschichte von der schönen Katerina und das Märchen vom standhaften Zinnsoldaten.

– Ja – sagte ich schläfrig –, und die Geschichte von Katerina besonders deshalb, weil ich mir vorstellte, dass Katerina eigentlich Eszti sei.

– Eszti war niemals so stolz und böse wie Katerina – erwiderte meine Mutter und sah Eszti warm in die Augen.

– Nicht deshalb dachte ich an Eszti – sagte ich –, sondern weil ich einmal morgens, als ich im Bett lag, träumte, dass ich der standhafte Zinnsoldat sei und das Stubenmädchen mich, wie ein kleines Stück Blei, tot aus dem Ofen kratzt, und von der schönen kleinen Papiertänzerin, meiner Geliebten, nur ihr Sternchen in der Asche findet… da weinte ich, und Eszti weckte mich, und ich umarmte sie… – Hier verlor ich den Faden meiner Rede. Ich hörte noch, wie Mutter und Eszti im Zimmer hin und her gingen, doch die kleinen, grünen Ringe des Fiebers begannen dicht vor meinen Augen zu kreisen. Ich überließ mich den weichen Wellen der Hitze und starrte unbeweglich auf die Tür, die zunächst plötzlich näherkam und sich dann mit den Wänden in die Ferne zurückzog. Als sie schon so weit entfernt war, dass sie beinahe ganz zusammenschrumpfte, öffnete sie sich langsam und lautlos.

Mit gebeugtem Rücken, einer gepuderten Perücke und auf einen Ebenholzstock mit goldenen Knäufen gestützt, trat ein alter Mann ein und kam auf mich zu; bald erkannte ich ihn: es war Onkel Andersen. Er sah mich mit seinen tiefen blauen Augen an und blieb neben meinem Bett stehen.

– Mein junger Freund – sagte er –, du erkennst mich doch? Du weißt ja, dass ich dich liebe. So wie ich den Zinnsoldaten liebe, die kleine Tänzerin, die Holunderfrau und auch die schöne Katerina. Ich liebe auch Eszti. In Wahrheit freue ich mich, dass auch sie dich liebt. Es ist anmutig und schön, wenn ein junges Mädchen und ein junger Mann einander verstehen… in meinen Märchen kann man nicht selten davon lesen, nicht wahr?

– Ja – flüsterte ich.

– Erinnerst du dich denn noch an die Geschichte von der Mutter? – fragte er.

– Ich erinnere mich – antwortete ich –, wo die Mutter für ihr Kind in das Reich des Todes geht.

– In diesem Märchen gibt die Mutter alles hin, um das Reich des Todes zu finden.

– Ja, sie gibt ihre Augen und ihr Haar und ihre Arme und auch ihre Tränen – alles – sagte ich mechanisch und traurig.

– Aber nicht nur im Märchen ist es so. Auch deine Mutter würde genau so handeln, mein Sohn… – sprach Onkel Andersen mit zitternder, eindringlicher Stimme. – Jugend und Verlangen blühen in dir wie zwei aus einem Stamm gewachsene große Blumen. Und wer sie sieht, der freut sich daran… – Er machte eine kleine Pause und strich mit seinem Stock kitzelnd über mein Gesicht. – Doch der kundige Gärtner erschrickt und hütet die beiden Blumen, die sich in ihrer Pracht gegenseitig zugrunde richten. Verstehst du, mein Junge?…

Der Alte sah mir in die Augen; ich wusste nicht, ob ich über seine Worte lachen sollte, wie über ein Märchen, oder ob ich weinen müsse. Ernst und ruhig sah ich ihn an. Er knickte spielerisch in den Knien ein, und ich fürchtete, er würde umfallen oder sich in Luft auflösen, doch er sprach weiter. Er nahm Abschied:

– Denk an diese beiden Blumen, denn du musst wissen: wenn die eine verwelkt, verwelkt auch die andere… So ist es. Nun leb wohl.

Er wandte sich um. Die Tür wich mit den Wänden wieder in die Ferne zurück, und auch Onkel Andersen wurde, während er ging, immer kleiner

und kleiner. Schließlich erreichte er die Tür, öffnete sie und verschwand.

Ich fühlte eine angenehme Kühle auf meiner Stirn – die Hand meiner Mutter, die am Rand meines Bettes saß. Als ich die Augen öffnete, fragte sie, ob ich keinen Hunger habe. Ich bat sie, mir die Geschichte von der Mutter vorzulesen. Erst am nächsten Morgen fiel mir ein, dass Eszti zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr im Zimmer gewesen war.

Drei Tage später durfte ich aufstehen, und gut eingehüllt konnte ich meine Mutter zum Bahnhof begleiten. Auf dem Rückweg vom Bahnhof führte mich mein erster Weg zu Esztis Wohnung; man sagte mir dort, sie sei am Tag zuvor ausgezogen, man wisse nicht, wohin.

Anfangs war es sehr schwer, abends allein nach Hause zu gehen. Manchmal blieb ich lange auf der Straße stehen und wartete darauf, dass Eszti doch noch kommen würde. Aber sie kam nicht, und ich habe seitdem nichts mehr von ihr gehört.